

# Wiesbadener Zeitung

## Rheinischer Kurier

Erscheint 13mal wöchentlich.  
Aus Ausland:  
Anker Kreuzband 15 M. vierteljährlich.  
Bezugspreis:  
Abholer monatlich 70 S., vierteljährlich 2.10 M.  
Durch Träger und Agenturen:  
Monatlich 80 S., vierteljährlich 2.40 M.  
frei ins Haus.  
Durch die Post: Monatlich 1 M.,  
vierteljährlich 3 M. (ohne Befehlsgebühr).

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29.

Anzeigenpreis:  
Die Kolonialszeitung in Wiesbaden 20 S.,  
Deutschland 10 S., Ausland 40 S.  
Die Restlampe 1.50 M.  
Anzeigenannahme:  
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,  
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.  
Verlagspreis:  
Inferate und Abonnement: Nr. 128,  
Redaktion: Nr. 129; Verlag: Nr. 129.

545 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 25. Oktober 1914.

68. Jahrgang.

### Bergeltung für die englische Willkür.

Unsere Ausführungen unter der Überschrift „Englische Fallstricke“ in der Samstag-Morgenausgabe (Nr. 543) haben den lebhaften Beifall unserer Leser gefunden, wie aus der ungewöhnlichen Menge von Zuschriften hervorgeht, die dazu schon wenige Stunden nach Erscheinen des Blattes bei uns eingegangen sind. Ohne Ausnahme und vorbehaltlos wird in diesen Zuschriften die Zustimmung zu dem von uns Gesagten ausgedrückt; es ist eine Freude, hier von neuem zu erkennen, wie einmütig die Bevölkerung in ihrer Abneigung gegen das friedensbrecherische und aus Eigennutz jedes Recht mit Füßen tretende England ist. So schreibt uns z. B. eine bekannte Wiesbadener Persönlichkeit, die beruflich viel mit Ausländern zu tun hat und durch das Vertrauen der Bürgerschaft in den Brennpunkt des öffentlichen Lebens gestellt ist, u. a. folgendes:

„Es muß nun wirklich endlich einmal ein Ende haben mit der Rücksicht, die bei uns immer noch auf feindliche Ausländer genommen wird. Wer nimmt denn in England irgendwelche Rücksicht auf uns? Tausendfach liegen die Beweise dafür vor, daß England jedes Mittel recht ist, um uns zu schädigen, daß England kann, daß dieses Land, dessen Machtmittel zu seiner Annäherung allmählich in keinem Verhältnis stehen, in der rücksichtslosesten Weise gegen uns vorgeht. Dagegen sind wir noch stolz darauf, wenn irgend eine Mißerkläreung, die in Deutschland zuvorkommend behandelt worden. Nur als Zeichen der Schwäche wird das von unseren Feinden aufgefaßt. Speziell hier in Wiesbaden hat man zwar die zur Kur hier weilenden Ausländer — auch die aus neutralen Ländern — rücksichtslos ausgewiesen, dagegen die hier ansässigen englischen und russischen Untertanen in keiner Weise belästigt. Es sollte nun endlich Gleiches mit Gleichem vergolten werden, wie Sie sehr richtig bemerken. Speziell bezüglich der englischen Untertanen, die sich noch sehr zahlreich hier und an anderen Orten Deutschlands befinden, sollten wenigstens Maßregeln getroffen werden, um sie ständig überwachen zu können. Die Gefahr einer Spionage zu Ungunsten Deutschlands liegt hier im höchsten Maße vor, da der Weg über die neutralen Staaten — unter irgendwelchen Chiffren oder Geheimnissen — vielfach offen steht. Kampf bis aufs Messer mit dem Engländer — das muß die Lösung sein. Und um Gotteswillen keine Rücksicht. Sie tun dem Vaterlande einen großen Dienst, wenn Sie energisch weiter in diesem Sinne arbeiten.“

Diesen Ausführungen ist vollinhaltlich zuzustimmen. Und daran ist die Hoffnung zu knüpfen, daß man nunmehr in ganz Deutschland, und damit auch in Wiesbaden, dem Engländer, wie überhaupt dem Ausländer ohne Rücksicht zu Leibe gehe. Es ist Krieg und es handelt sich um das Wohl des Vaterlandes — darum müssen dem freien Verkehr der Ausländer enge Grenzen gezogen werden. So eng, daß sie beständig überwacht werden können. Wir lassen uns gar zu viel gefallen! Wer heute auf Londons Straßen Deutsch spricht, ist vor Prüzeln, die nach Mißhandlung drücken, nicht sicher. Bei uns in Deutschland, wenigstens in Städten, wo der englische Kaufmann sich in zahlreichen Exemplaren festgesetzt hat, wie z. B. in Hamburg hört man überall englische Laute aufschlagen, und kein Mensch sagt etwas dazu, wenn es einem auch gegenwärtig eigentümlich unangenehm, ja, beinahe als unheimliche Demonstration berührt. Die Engländer bewegen sich bei uns frei und frei, als lebten wir noch in der alten friedlichen Welt, als würden keine Deutschen drüben jenseits des Kanals aufs unwürdige behandelt, als würden drüben keine deutschen Angestellten kurzschneidend ohne Bezahlung auf Pflaster geworfen und als Gefangene in Kitcheners Konzentrationslager eingesperrt. Und wie viele der in Deutschland lebenden Engländer benehmen sich osendrein noch herausfordernd! So hörte man, wie die „Kön. Sig.“ schreibt, dieser Tage in Hamburg einen frechen Engländer ungerührt die Ausrufung tun, bei ihm zulande würden keine Orden ein groß verteilt wie bei uns die Eisernen Kreuze. Etwas Nebenliches sollte nur einmal in London vorkommen!

Aber lassen wir die Nebenfragen und fragen wir ohne Umschweife: Sollen Engländer sich in Deutschland andauernd eines unbeheiligten Götterdaseins erfreuen, während unsere Volksgenossen drüben wie Parasiten behandelt werden? Sollen sie bei uns ungehindert weiter ihr reichliches Geld verdienen, während man die Unfrigen drüben unter Vertragsbruch aus Lohn und Brot weglagt? Bei uns können englische Firmen ruhig fortfahren, mit den drüben gewählten Deutschen Geschäfte zu machen. In England aber werden die deutschen Patente gestohlen, deutsche Guthaben beschlagnahmt, alle Verbindungen mit deutschen Firmen bei

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

# Der Weltkrieg.

## Der Seekrieg vor Tsingtau.

Frankfurt a. M., 24. Okt.

Nach einer unkontrollierbaren russischen Quelle sind vor dem Kriegsbeginn fünf japanische Minensucher, darunter zwei Kreuzer, durch deutsche Minen vernichtet worden. Zwei andere Schiffe wurden schwer beschädigt abgeschleppt. Jetzt beteiligen sich Wasserflugzeuge von der Ostsee aus mit Erfolg am Minensuchen. Aus Sasebo wurden zwei ältere Kreuzer, die zu Schulschiffszwecken dienen, mit Freiwilligen bemannt, um das Minensuchen fortzusetzen. Seit dem 12. Oktober haben die Deutschen, begünstigt vom Wetter, neue Minen versenkt.

## Des Kaisers Gruß an die Besatzung.

Berlin, 24. Okt.

Der Kaiser hat durch die Gesandtschaft in Peking am 24. August folgendes Telegramm an die Besatzung von Tsingtau gerichtet:

Gott mit Euch in schweren bevorstehenden Kämpfen.  
Ich gedente Eurer. Wilhelm I. R.

## Der Kampf um die Küste.

### Beträchtlicher Gebietsgewinn.

Genf, 24. Okt. (Tel. Cit. Bln.)

Trotz der Beschwichtigungsversuche des französischen Generalstabes, daß dem Geländeverlust der im Südwesten von Lille operierenden französischen Truppen nicht allzu große Bedeutung beizumessen sei, geht aus der gesamten Darstellung der gestrigen und heutigen Depeschen hervor, daß auf der Linie Dismuiden-Roulers-Byern-Lille-Labège bis in die Gegend von Arras der Widerstand der Verbündeten infolge der Ermüdung der seit Sonntag nicht mehr zu Atem gekommenen Truppen erheblich abgenommen habe. Jedenfalls gestehen französische Privatdepeschen zu, daß man dem deutschen Angriff sowohl in Frankreich wie in Belgien die numerische Überlegenheit, gesteigerte Zuversicht und erhöhte Elan anmerkt. Tatsächlich haben die neuen, vor die Front gestückten deutschen Abteilungen sich den Stammtuppen mühelos angegliedert. Ihre Feuerkraft war durch beträchtlichen Gebietsgewinn gekennzeichnet.

Amsterdam, 24. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

„Nieuws van den Dag“ meldet aus Ostburg vom 22. Oktober: Viele Belgier kommen noch immer aus der Richtung von Eecloo an. Sie berichten übereinstimmend, daß viele Verwundete aus dem Küstengebiet und der Yserlinie eintreffen. Die Bevölkerung Brügges ist im Begriffe, die Stadt zu verlassen. Das Bombardement bei Middelkerke und Dismuiden wird von Tag zu Tag heftiger. Man sah vom Geschützfeuer den ganzen Nachthimmel beleuchtet. An der ganzen Küste hörte man das Geschrei der durch den Kanonendonner aufgeschreckten Seewägel. Die Scheinwerfer der Engländer üben eine unbeschreiblich unheimliche Wirkung aus. Ein Flüchtling aus Middelkerke sagt, alle Dörfer, die er passiert habe, bieten ein Bild allgemeiner Verwüstung.

## Ein englischer Bericht von der Wisne.

### Prinz Max von Hessen gefallen.

Der Vollständigkeit, nicht aber der Zuverlässigkeit wegen geben wir auch den englischen Bericht wieder.

London, 24. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Das englische Pressebureau veröffentlicht einen Bericht eines Augenzeugen aus dem britischen Hauptquartier über die Kämpfe an der Wisne und Nieuport. Das Ergebnis der Kämpfe war befriedigend, ohne entscheidend zu sein. Der linke Flügel der Verbündeten ist trotz des Widerstandes des Feindes an der Wisne vorgerückt. Am rechten Flügel war das Ziel, dem Druck des Feindes Widerstand zu leisten. Die vom 10. bis 16. Oktober befolgte Taktik stimmt mit der Taktik der letzten Geschehnisse überein, obwohl die Artillerie infolge des Nebels und Regens weniger Anwendung fand. Nützliche Bajonettangriffe unserer Patrouillen waren von Erfolg. Alle Geschehnisse im Norden hatten nur vorbereitenden Charakter. Auf dem nördlichen Gebiet, das meist flach und weggig ist, sind die Verbindungen schlecht,

da man stets auf Moräste stößt, durchschnitten von Kanälen und Telfen. Der Feind besteht meist aus Kavallerie, unterstützt von Jägern zu Fuß mit vielen Maschinengewehren.

Anderwärts steht zahlreiche Infanterie. Viele Häuser wurden in Verteidigungszustand gesetzt. Wir brachten dem Feind große Verluste bei, der sich, wenn angängig, in der Dunkelheit zurückzieht. In einem scharfen Treffen kam es an dem einzigen Hügel der Gegend von Morbecque bei Hazebrouk. Hier fiel auch Prinz Max von Hessen, der mit drei englischen Offizieren in einem Klostergarten begraben wurde. (Kürzlich hieß es, Prinz Max sei verwundet in englische Gefangenschaft geraten. Schriftl.) Südlich von Ys ging unter Vormarsch minder schnell, da zahlreiche Teiche es nötig machten, viel Material und Leitern mitzuführen. Es fanden erbitterte Kämpfe um den Besitz der Dörfer statt. Einen traurigen Anblick boten die zerstörten Dörfer, in denen Kadaver von Pferden, Kühen und Schweinen lagen, sowie getötete deutsche Soldaten, die von den Engländern begraben wurden.

## Englische Menschenverluste zur See.

Rotterdam, 24. Okt. (Tel. Cit. Bln.)

In holländischen Blättern berechnet man, daß die Verluste an Menschenleben, die die deutsche Flotte bisher der englischen beigebracht hat, die Gesamtverluste aller großen Seeschlachten übertreffen, die England seit hundert Jahren geschlagen hat. Durch die von den deutschen Schiffen in den Grund gebohrten englischen Kreuzer habe England einen Verlust von etwa 3000 Offizieren und Mannschaften erlitten.

## Die Taten der „Emden“.

Rom, 24. Okt. (Tel. Cit. Bln.)

Die „Tribuna“ erfährt aus Kalkutta, daß der Kreuzer „Emden“ dem englischen Handel bereits ungeheure Schäden versetzt habe. Die Zahl der französischen und russischen Schiffe, die die „Emden“ versenkte, sei größer, als man ahne. Der ganze Handel war lahmgelegt und die Kriegsversicherung eingestellt. Im allgemeinen wurde anerkannt, daß das Benehmen der deutschen Seeleute tadellos ist.

## Ein englisches Torpedoboot verloren.

London, 24. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Die „Times“ meldet: Das britische Torpedoboot „Dryaden“ ist an der Nordküste von Schottland auf Grund gelaufen. Die Mannschaft ist gerettet. (Wenn besonders betont wird, daß die Mannschaft gerettet ist, so darf man wohl mit Recht annehmen, daß das Schiff verloren ist.)

## Der große Mund.

London, 24. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Die „Times“ meldet aus Bordeaux: Nach zwei Monaten Ausbildung stehen jetzt neue Truppen bereit, die zu Joffre's Armee stoßen sollen. Die jungen Leute sollen mit Reserveabteilungen vermischt werden, die erst jetzt zu den Fahnen berufen werden. Man nimmt an, daß das französische Heer dadurch um eine halbe Million frischer Truppen vermehrt wird. (Hier ist wieder einmal der Wunsch des Gedankens Vater. Die Verbündeten richten sich gegenseitig an den großen Zahlen auf, die sie einander vortäuschen.)

## Verletzung der Neutralität Ägyptens.

Konstantinopel, 24. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Nach authentischen Nachrichten aus informierten Kreisen Stambuls liegen die Engländer in den letzten Tagen zahlreiche englische und kanadische Truppen nach Ägypten kommen. Auf beiden Ufern des Suezkanals sind etwa 14000 Mann zusammengezogen. Von den indischen Truppen, die unlängst nach Ägypten befördert wurden, wurde der größte Teil als weniger zuverlässig wieder zurückgezogen. Nur ungefähr 1000 Mann bleiben dort. Die Zusammenziehung englischer Truppen in Ägypten wird als eine Verletzung der Neutralität angesehen und hier lebhaft besprochen. Man verweist darauf, daß die Zustimmung der Pforte, die für den Abschluß jeder Anleihe einzuholen ist, bezüglich der Anleihe von 5 Millionen Pfd. für landwirtschaftliche Zwecke in Ägypten nicht eingeholt wurde. Dies wird gleichfalls als eine Verletzung der ägyptischen Statuten kritisiert.

### Bergeltung für die englische Willtür.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Bedrohung mit langjähriger Zwangsarbeit verboten, selbst die Kleinen Ersparnisse der Angefallenen und Dienstboten bei den Zahlungsstellen gesperrt. Wir haben zwar — reichlich spät, nämlich erst nach rund sechs Wochen seit dem Kriegsbeginn — ein Zahlungsverbot gegen englische Firmen in England erlassen, aber selbst diese äußerste Notwehr ist lächerlich geblieben, denn von dem Zahlungsverbot ist der Fall ausgenommen, „wenn es sich um eine im Inland erfolgende Erfüllung von Ansprüchen handelt, die für englische Firmen im Betrieb ihrer im Inland unterhaltenen Niederlassungen entstanden sind“. Nur dürfen solche Zahlungen nicht nach England gehen. Der einzelne deutsche Kaufmann wird schwerlich immer wissen, welche englischen Firmen im Inland bloße Niederlassungen englischer Häuser sind und noch weniger wird er eine Gewähr dafür haben, daß die geleisteten Zahlungen wirklich nicht nach England gehen. Der „smarte Britte“ wird schon Mittel und Wege finden, um die erhaltenen deutschen Gelder auf Umwegen und durch unverdächtige Seitenkanäle in die englische Hauptkasse abfließen zu lassen, haben wir es doch vor dem Erlaß des Zahlungsverbot in vielen Fällen sogar staunend erlebt, daß freudwillige und dienstbeflissene Deutsche ihren englischen Geschäftsfreunden behilflich waren, Geldsummen über Holland nach England gelangen zu lassen. Es gibt eben genug sonderbare Künze bei uns! Zum wenigsten sollten, wenn man es schon bei jener Ausnahme belassen will, unsere Handels- und Gewerbekammern alle englischen Firmen namhaft machen, an die Zahlungen geleistet werden können oder nicht.

Der Engländer versteht in in der Regel eine solche Anständigkeit nicht, er sieht darin nur eine selbstverständliche Rücksicht, auf die er als bevorzugter Vertreter Großbritanniens Anspruch zu haben glaubt. Wenn er Patente stiehlt, so fragt er nicht erst nach „right or wrong“, sondern nur nach dem praktischen Zweck. Er geht bei ihm alles nach Schillings und Pence, danach richtet er seine Maßnahmen ein. Wir geben der „Köln. Btg.“ vollständig recht, wenn sie schreibt: Wir möchten nicht etwa dafür eintreten, daß man die Britischen Korbellen mit Gleichem vergelte, daß man bei uns ebenso schäbig verfähre; wir wollen bei uns keine Engländer verprügeln, ihre Geschäftsstellen nicht plündern lassen, wollen sie nicht in Ställen und elenden Baracken einsperren oder arme Schluder ohne Bezahlung und Kündigung auf die Straße werfen. Aber eine schärfere Grenze muß doch unserer deutschen Überanständigkeit gezogen werden, und etwas mehr als bisher sollten wir nach dem ganz gesunden Grundsatz handeln: Wie du mir, so ich dir. Warum zieht man sich nicht allgemein von den bei uns ruhig fortarbeitenden englischen oder mit englischem Geld betriebenen Firmen zurück, wo doch unsere eigene Industrie und unser eigener Handel in dieser wesentlich durch England herausbeschworenen schweren Zeit jeden neuen Kunden sehr gut brauchen können? Bei uns gibt es noch kein Handelsverbot gegen englische Firmen, wie es drüben gegen deutsche längst besteht. Aber im Grunde genommen muß man sich fragen: Warum eigentlich nicht? Unser Handel wird an der Themse erdroffelt, und wir sehen es verchränkten Armes mit am Rur zu einem hat man sich bei uns aufgeschwungen: man hat die englischen Firmen im Inlande unter Staatsaufsicht gestellt. Aber um welche Firmen es sich dabei eigentlich handelt und wer im einzelnen bestellter Staatskommissar ist, bleibt eine unbeantwortete Frage, und jedenfalls hindert diese wohl mehr formelle Maßnahme die englischen Firmen nicht an ihrer einträglichen Weiterarbeit in Deutschland, während drüben deutsche Häuser sich Hals über Kopf auflösen mußten, da ihnen der amtliche Boykott an der Kehle saß. Hoffentlich machen auch wir jetzt reich reinen Tisch! Ein Narr, der sich seiner Haut nicht wehrt!

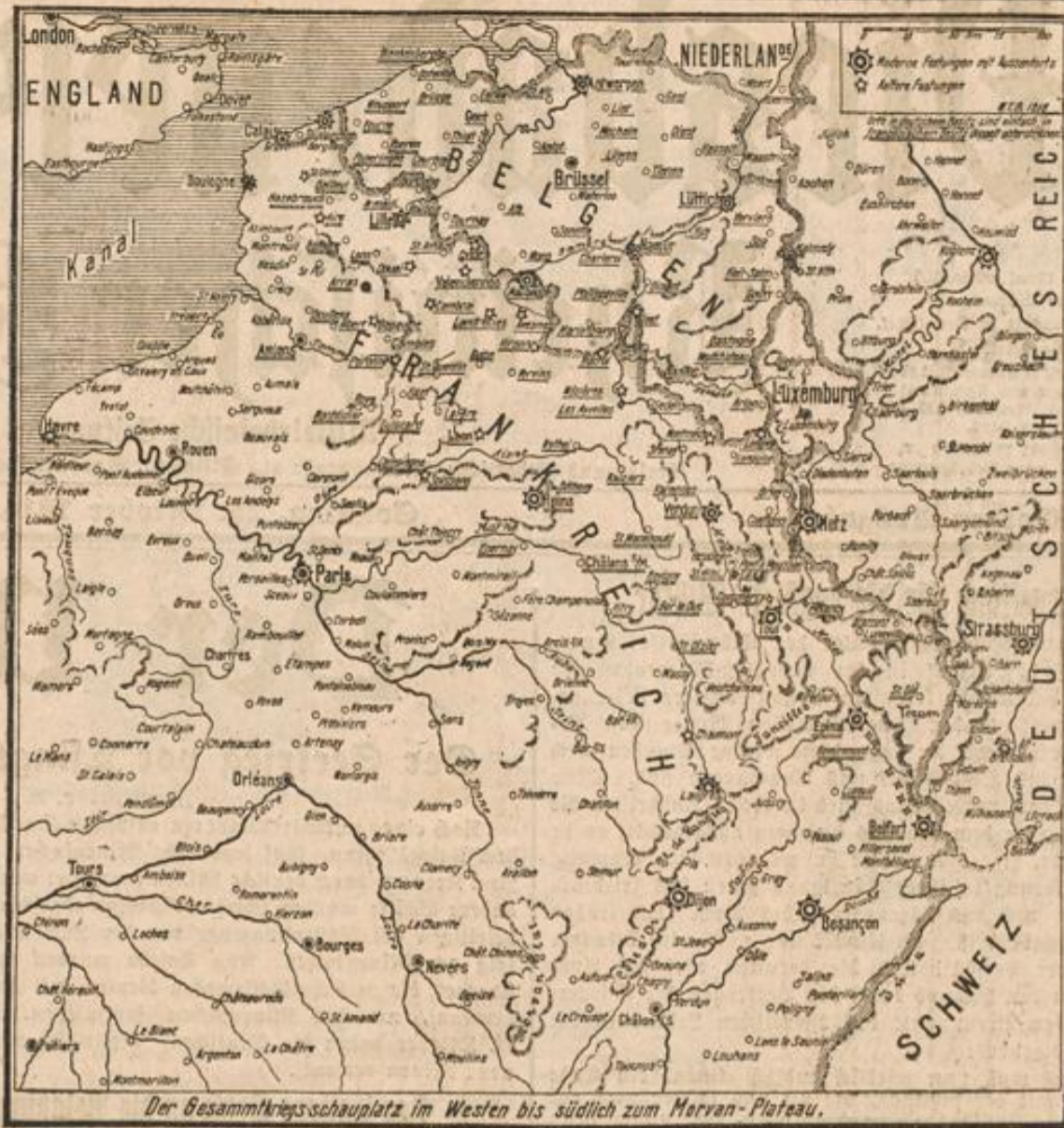
### Der Empfang.

„Hurtig! daß alles bereitet sei,  
Wenn der Churchill kommt und der Edward Grey.“  
So sprach in rotglühender Höllenstube  
Der Fürst der Hölle, Lord Beelzebub;  
„Und dreifach sei mir die Hölle geheißt,  
Daß uns die Hölle in die Augen beißt,  
Das neue Werkstück schaffet herbei,  
Wenn der Churchill kommt und der Edward Grey.“

Hohel vom Abscham des Sägenscheitels  
Das ganze letzte Quartal der „Times“,  
Und Reuters und Havas Verleumdungs-Draht,  
Den sollen sie schlingen früh und spät;  
Auch die ganze britische Niedertracht,  
Von den Weiden in fettes Sphium gebracht:  
Seeraub und Diebstahl und Heuchelei  
Und ein gut Teil Falschheit ist auch dabei;  
So füllet die Kessel bis zum Rand,  
Mit ihren Gehreden fahet den Brand,  
Es erlösn' ihrer Opfer Todesgeschrei,  
Wenn der Churchill kommt und der Edward Grey!

„Halt!“ entgegnet ihm drauf ein kleiner Teufel,  
(Seiner Liebliche einer, ohne „Zweifel“)  
In unserm heiligen Höllenpott,  
Da sitzt schon der Judas Ischariots,  
Und der Torquemada und Richard III,  
Und der Erste Ludwig in ihrer Mitte;  
Auch Iwan, der Dir heißer teuer war,  
Als das Vorbild für jealösen Neuzen-Bar,  
Was gibt das für eine Drängelei  
Wenn der Churchill kommt und der Edward Grey!“

Doch seine satanische Majestät  
Im Borne die glühenden Nüstern bläht:  
„So schmeißt mir die elenden Stämper heraus,  
Es geht um die Ehre jetzt vom Haus,  
Und die war, wie ein jeder weiß,  
Aus noch niemals feil und um keinen Preis!  
Drum ihrer Verdienste würdig sei  
Der Empfang vom Churchill und Edward Grey!“



Der Gesamtkriegsschauplatz im Westen bis südlich zum Marvan-Plateau.

### Rückwärts — rückwärts.

Wien, 24. Okt. (Tel. Cit. Bln.)

Aus dem Gouvernement Grodno sind sämtliche Beamter nach Stonim, dem äußersten Osten des Gouvernements, gebracht worden.

### Ein Funken unter die Asche.

Budapest, 24. Okt. (Tel. Cit. Bln.)

Der „Pester Lloyd“ meldet aus Sofia: Immer dringlicher wird hier der Wunsch nach einer aktiven Teilnahme Bulgariens am Kriege zum Ausdruck gebracht. Mit großer Aufmerksamkeit werden die Vorträge jener bulgarischen Journalisten und Abgeordneten angehört, die von ihren Deutschlandreisen zurückkehren. Die Siegeszuversicht der Zentralmächte erregt großes Aufsehen. Der Ministerpräsident Radosslawow hatte eine Unterredung mit dem Professor Adolf Strauß aus Budapest. Die zweistündige Unterhaltung war durchweg politischer Natur. Hierauf empfing der Ministerpräsident den deutschen Gesandten Michaels.

### Die islamitische Agitation.

Berlin, 24. Okt. (Priv.-Tel. Wolff.)

Die „N. Z.“ am Mittag“ meldet aus Wien: Türkische Blätter veröffentlichen den von uns bereits im Auszuge mitgeteilten Aufruf an die mohammedanischen Truppen Frankreichs, der in ganz Egypten, Bez. Alger und Tunis verbreitet wird. Es heißt darin bekanntlich:

Da plötzlich durchzuckt ihn ein grimmiges Beben:  
„Ich weiß eine Morte: sie sollen leben,  
Lebend erkennen das Ziel ihrer Taten,  
Den Fluch der Völker und Potentaten,  
All das vergossene edelste Blut,  
Europens verratenes heiliges Gut,  
Und der Farbigen höhnische Triumphgeschrei,  
Das dem Churchill gilt und dem Edward Grey!“

Und es brüllt voll Entsetzen der schwarze Tropf,  
Und ein wahres Höllengelärm geht los,  
Satan heult auf: „Meine Herren, ich bitte,  
Ihr wißt es alle, bin selber ein Britte,  
Und hab' doch so Arges nie eronnen,  
Als diese beiden auf Erden begannen! —  
Vom Höllenthron steig' ich herab,  
Gentlemen, ja — ich danke ab —  
Mit den Rüstern der Hölle ist es vorbei —  
Wenn der Churchill kommt und der Edward Grey!“

### Der große Krieg.

Roman von Poths-Begner.

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Im übrigen leisteten die Pariser jetzt in der Tat Erstaunliches. Zu Tausenden strömten sie sofort und andauernd in die Anwerdebureaus, so daß die in Aussicht genommenen dreihundert Bataillone zu je Tausend Mann wirklich schon nach einigen Tagen voll besetzt waren. Anherdem berief General Trochu die Mobilgardien aus der Provinz. Dazu kam das infanteriegeschickliche Korps Binon, sowie verschiedene Regimenter Juvenen, die über Brigue und Bois aus Sedan entkommen waren. So wuchs die Pariser Besatzung rasch zu einer ansehnlichen Höhe, und den Pariserern blieb wieder der Kamm.

Die gleichen Fortschritte machte die Lebensmittelversorgung. Aus allen Teilen, allen Dörfern, Weilern und Garkhöfen der näheren und weiteren Umgegend von Paris kamen die Bewohner mit ihren Vorräten in die Stadt, und Extrazüge brachten fortwährend aus dem Westen und dem Süden ganze Herden von Vieh, Feldfrüchte, Geflügel und anderes.

Alle Unglücksfälle, die über den Islam gekommen sind, haben England, Frankreich und Rußland verursacht. Die Zeit der Empörung ist gekommen. Mohammedaner, die an der Seite unserer Glaubensfeinde kämpfen, fordern den Zorn Gottes heraus.

### Türkische Wasserflugzeuge.

Konstantinopel, 24. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tel.)

Die in San Stefano durch den Marineminister gebildete Schule für Wasserflugzeugführer hat in wenigen Monaten einige sehr tüchtige Piloten ausgebildet. Sie unternehmen gegenwärtig Flugversuche über das Marmarameer. Die bisher unternommenen Versuche sind durchaus gelungen.

### Kommission zur Besichtigung der Gefangenenlager.

Paris, 24. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tel.)

„Reit Parisien“ meldet: Der Pariser Deputierte Desplas hat die Einsetzung einer internationalen Kommission zur Inspektion der Gefangenenlager vorgeschlagen. Die Kommission, deren Vorsitz der amerikanische Botschafter übernehmen soll, will Delegierte in die deutschen und französischen Städte entsenden, wo Kriegsgefangene untergebracht sind. Wir empfehlen der Kommission insbesondere den Besuch der Gefangenenlager in Marokko, Sibirien und der Konzentrationslager in England.)

### Verwundetentransporte in Frankreich.

Kopenhagen, 24. Okt. (Tel. Cit. Bln.)

Die Verwundetentransporte von der Front nach Paris erfolgen in letzter Zeit auf Främen, die als Ambulanzen

Indes, im Ernst glaubten doch nur wenige an eine Einschließung der Metropole, und außerdem rechnete man fest auf eine Intervention Rußlands und Englands. Erst als am fünften September der Befehl erlassen wurde, daß von jetzt ab die Tore der Umfassung abends acht Uhr geschlossen und erst morgens fünf Uhr wieder geöffnet würden, begriff man, daß die Belagerung begonnen habe.

In Scharen flohen die Reichen, die sich den Schrecken einer eventuellen Beschießung nicht aussetzen wollten, jetzt aus Paris. Die Eisenbahnzüge nach dem Süden und Westen beförderten in diesen letzten Tagen vor der Einschließung mehr Passagiere als sonst in Monaten, und vor den Bahnhöfen lag Reisegeräth zu Bergen anhäufelt, von dem kein Mensch wußte, wann es befördert würde.

Auch im Herterschen Hause, in der Rue Clément Marot fanden die Doffer schon seit einer Woche fertig gewacht, aber wegen plötzlicher Erkrankung der Frau Hertère war die Abreise der Familie bis jetzt aufgeschoben worden, und obgleich ihr Gemahl von Tag zu Tag noch darauf hoffte, war doch vorerst nicht abzusehen, wenn sie stattfinden könne.

Auch an eine Transportierung des jungen Herrn Jules, den sein Vater seinerzeit auf einem weiten Umwege und mit großer Mühe von der Chière nach Paris gebracht hatte, war unter den bestehenden Verhältnissen, wo die doppelte Zahl Passagiere wie sonst in ein Abteil zusammengedrängt wurde und man oft tagelang auf Beförderung warten mußte, kaum zu denken. Weder durch Empfehlungen, noch für Geld und gute Worte war ein Abteil allein zu haben, und doch war in Rücksicht auf seinen doppelten Rippenbruch und sein zerstückeltes Bein ein solches unbedingt nötig.

Jules Heilung machte zwar gute Fortschritte, der Landdokter, der ihn damals in dem Bauernhause an der Chière behandelt hatte, war ein verständiger Arzt, der es an nichts hatte fehlen lassen.

Nachdem die heftigen Schmerzen und Atmungsbeschwerden, die Jules anfangs so gequält, geschwunden waren, war auch sein Lebensmut wieder zurückgekehrt. Aber immerhin bedingte sein Zustand noch die größte Schonung und die sorgfältigste Pflege. Auch Herr Hertère war leidend. Das Ungeheure, das er in den letzten Wochen erlebt, und die großen Aufregungen, die er durchgemacht, hatten ihn stark mitgenommen. Sein früher so frohes Selbstbewußtsein



Ehren-Tafel

Alexander Graf v. Mex auf Schloß Friedrichsthal in Sachfen, Schwiegerohn des Barons v. Krauskopf zu Hohenbuckau bei Schlangenbad, wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet unter gleichzeitiger Beförderung zum Ordnonanzoffizier.

Das Eiserne Kreuz erhielt der Leutnant d. R. beim Feldartillerieregiment Nr. 27 Werner Lieber, Sohn des Pfarrers Lieber von Wiesbaden.

Der Leutnant Walter Krüger des hochzollernschen Füsilierregiments Nr. 40, Sohn des Majors a. D. Krüger hier, hat für besondere Tapferkeit das Eiserne Kreuz erhalten.

Feldwebellieutenant M. Schaumburg, 4. Komv., Füsilierreg. Nr. 80, erhielt am 11. Okt. das Eiserne Kreuz für hervorragende Tapferkeit bei der Erkämpfung von Champien.

Das Eiserne Kreuz erster Klasse kann ebenso von Offizieren wie von Mannschaften erworben werden; Voraussetzung für den Erwerb der ersten Klasse ist, daß auch die zweite Klasse verliehen worden sein muß. Inzwischen hat eine Reihe von Kämpfern aus den unteren Dienstgraden das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten. Wir nennen hier weiter den Wehrmann Maurer Silber aus Quersfurt, den Landwehmann Schloffer Haupe aus Paunsdorf, den Feldwebel Galle vom Füsilierregiment Nr. 37, den Rüstfeller Heinrich Müller aus Westemünde, den Musikfeller Otto Wilhelm aus Walddelheim, den Offiziersstellvertreter Hellmich aus Osabrück.

eingerrichtet sind, und die Hauptstadt auf der Dife, der Sonime und den nordfranzösischen Kanälen erreichen. Sie legen täglich fünfzig Kilometer zurück und bieten natürlich weit bessere Bedingungen, besonders für die Schwerverwundeten, als der Bahntransport. Mehrere Prähme werden als schwimmende Lazarette benutzt und liegen an den Seindrücken verant.

Die Zerrüttung des französischen Kapitalmarktes.

Bordeaux, 24. Okt. (Tel. Str. Bln.)

Die Zeichnungen auf die Scheine der Landesverteidigung in Frankreich, die am 15. September eröffnet worden ist, haben bis einschließlich des 10. Oktober einen Gesamtbetrag von rund 300 Millionen Frs. ergeben. Ebenso wie die französischen Eisenbahngesellschaften mit der Ausgabe ihrer Schuldverschreibungen ein Geschäft betreiben, handelt es sich auch hier um ein fortlaufendes Geschäft der Regierung zu einem Zinsfuß von 5 Prozent, womit man die kleinen Sparer anzulocken gedenkt. Von den 300 Millionen Zeichnungen entfallen auf die 3 und 6 Monate laufenden Stücke je rund die Hälfte, nämlich 148 bzw. 152 Millionen.

Mehr wie alle bisherigen Berichte über die Finanzkrise in Paris zeugt dies klägliche Ergebnis von der Zerrüttung des einst die Welt beherrschenden französischen Kapitalmarktes; und seit 43 Jahren ist es jetzt — von vorübergehenden Bankkrachen, „Panama“ usw. abgesehen — zum ersten Male, daß im Wettbewerb einer Staatsanleihe um die Liebe der Sparer Deutschland einen solchen Sieg über seinen weltlichen Nachbar davonträgt. Dieser gar nicht hoch genug zu bewertende Erfolg unserer Finanzwirtschaft gegenüber dem Platze der Franzosen darf als der wirtschaftliche Vorläufer des endgiltigen Ausganges im Ringen der Waffen gelten.

Was geht vor?

(Str. Bln.) Als der Weltkrieg begann, hat man weitläufig gelaubt, daß der Dreibund völlig einia und geschlossen seiner Mächtegruppe gegenüberstehen würde, die seit Jahren alles daran gesetzt, die Macht dieses Staatenbündnisses zu untergraben und das sie verknüpfende Band zu zerreissen. In dessen erlebte man das Schauspiel, daß Italien zurückblieb und im Verlaufe der Dinge immer wieder eine getrennte Innehaltung der Neutralität betonte. Anfanglich befürchtete man allerdings hier und da, Italien könne trotz seines Bundesverhältnisses die Gelegenheit benutzen, mit Oesterreich-Ungarn abzubrechen, und tatsächlich hat eine derartige Strömung im Apenninenreiche sehr großen An-

und Vertrauen auf Frankreich war ganz ins Gegenteil, in völligen Pessimismus, umgeschlagen und er schien um Jahre gealtert. So glück das Haus Hertöre fast einem Lazarett. Nur Fräulein Nimée war frisch und gesund und wirkte als wohlthätige Hausfee, pflegte die Kranken und half, wo sie nur konnte. „Du bist unser guter Engel!“ dankte ihr Bruder oft, wenn sie vom Krankenlager der Mutter an das seine eilte und ihm, da er sich selbst nur schwer helfen konnte, die Rücken bequem richtete oder einen anderen Dienst erwies. Dann setzte sie sich häufig an seine Seite und ließ sich über seine Begegnung mit ihrem Bräutigam erzählen, die sie zwar mit allen Einzelheiten schon vielmale gehört, aber immer wieder neu interessierte.

Auch solchen hatte er ihr wieder davon erzählen müssen. Ach, das Herz war ihr so bange, weil sie schon so lange ohne Nachrichten von ihm geblieben, denn sie ahnte ja nicht, daß ihr Vater zwei Briefe von ihm, die mit Angabe des Absenders angekommen waren, zurückgehalten hatte. So drängte es sie, wenigstens etwas von ihm zu hören und über ihn sprechen zu können. Das konnte sie nur mit ihrem Bruder Jules, denn bei ihren Eltern durfte sie den Namen ihres Bräutigams nicht mehr nennen.

„Ist er nicht ein herrlicher Mensch?“ fragte sie, als Jules mit seinem Berichte zu Ende war. „Ja, das ist er,“ kimmte dieser zu. „Er ist ein Edelmann und Kavallerie im besten Sinne, dem ich nie vergessen werde, was er an mir getan hat. Öffentlich sehe ich ihn wieder!“

„Fürchtest Du, es könne ihm etwas zugefallen sein, weil er so lange nicht geschrieben hat?“ fragte sie mit zitternder Stimme. „Nein, das nicht!“ suchte Jules sie zu beruhigen, „das Ausschreiben von Nachrichten ist jedenfalls kein Beweis dafür, denn zwischen Paris und den deutschen Heeren besteht keine Postverbindung, aus Deutschland können Briefe nur über andere Länder zu uns gelangen.“

„Aber über Zürich hätte ich doch Nachricht von ihm erhalten müssen!“

„Erhalten können!“ verbesserte Jules, „denn sicher ist momentan keine Post. Würde Paris aber eingeschlossen, was ich übrigens nicht für möglich halte, kämen von auswärts gar keine Briefe mehr zu uns.“

„Das wäre ja entsetzlich!“ rief Nimée erschrocken aus. „Solche Ungewißheit könnte ich auf die Dauer nicht ertragen!“

„Daran müßtest Du Dich halt gewöhnen, aber vorläufig ist es ja auch noch nicht so weit, und vielleicht können wir Paris vorher noch verlassen!“

„Wehe es Gott! Aber ich fürchte, Mama wird noch lange nicht reisefähig sein!“

„Der Hertöre trat ins Zimmer; erregt, wie er es in der letzten Zeit immer war, ließ er sich auf einen Sessel niederfallen und schloß auf: „Ganz unmöglich, ein Schlafcoupé zu erhalten, nicht einmal ein Platz zu haben! Auf Wochen hinaus ist alles schon genommen. Wir müssen hier bleiben. Schredlich!“

„Vorher Mama nicht besser ist, könnten wir auch unmöglich reisen, Papa,“ bemerkte Nimée.

„Leider, leider!“ beharrte ihr Vater düster. „Daß diese Krankheit auch gerade jetzt kommen mußte, um uns an Paris zu fesseln, es ist zum Verzweifeln!“

„Nimm doch die Sache nicht so tragisch, lieber Papa,“ ermahnte ihn Jules, „allein Herr Hertöre hörte nicht darauf. „Nicht tragisch soll ich es nehmen?“ rief er aus, „muß ich Dir denn erst auseinanderlegen, was uns bevorsteht, wenn wir eine Belagerung durchmachen müssen? Wenn die Kanonen der preussischen Barbaren die Stadt mit ihrem Eisenhagel überschütten und unsere Häuser in Trümmer stürzen, von Hunger, Pest, Kälte und den Greueln entsetzlicher Volksleidenchaften, die dann eintreten, gar nicht zu reden.“

„So schlimm wird es ja wohl nicht werden, und wer weiß, ob die Jernierung überhaupt gelin!“ meinte Jules. „Ob sie gelin?“ unterbrach ihn sein Vater. „In wenigen Tagen wird sie vielleicht schon vollesoan sein! Ich komme locken aus dem Hotel de Ville, wo ich erfähr, daß die Bahnen nach St. Quentin, Amiens, Melun und Troyes bereits von der deutschen Kavallerie unterbrochen sind und daß auch eine Unterbrechung nach dem Norden und Osten nach Vincennes, Lyon und Orleans jeden Augenblick zu befürchten steht.“

„Die Deutschen haben ja gar nicht Truppen genug, um Paris einschließen zu können,“ erklärte Jules, „und wagen sie einen Sturm, werden sie sich an den Befestigungen die Schädel einrennen!“

hang; wenn jedoch wirklich diese Absicht bestanden haben sollte, so dürfte sie den Italienern gründlich verargen sein, als sie die deutschen und österreichischen Erfolge sehen mußten. Einige Korps waren freilich mobil gemacht worden, angeblich zum Schutze der Neutralität, indessen machte es doch den Eindruck, als ob die Regierung bei der Einberufung von Reservisten bedeutend weiter gegangen sei, als es der Schutz der Neutralität im Grunde annehmen erforderlich. Nennlich überraschend kam dann auch der Rücktritt des bisherigen Kriegsministers und seine Erhebung durch einen jüngeren General, dem man viel Eiferdrang nachsagt. Jedenfalls sind seit seinem Amtsantritt die Rüksichten vermehrt worden, und man munkelte alsbald, daß eine Aktion Italiens geplant sei. Wie man nunmehr gehört hat, beabsichtige Italien die Befestigung des albanischen Hafenortes Salona, eine Expedition liege in Bereitschaft, um die Operationen durchzuführen. Von amtlicher Seite ist zwar ein Dementi erschienen, doch hat dies allenthalben keinen Eindruck gemacht, man rechnet vielmehr mit dem Ereignis nach wie vor wie mit einer feststehenden Tatsache. Was Italien damit bezweckt, ist nicht ganz klar, indessen würde aus einer derartigen Aktion doch hindurchblicken, daß Italien jetzt in der albanischen Politik eigene Wege gehen will, nachdem es bisher in bestem Einvernehmen mit Oesterreich-Ungarn zusammenging, gegenüber den Mächten des Dreiverbundes. Vielleicht will man Albanien für sich haben, nachdem man auf österreichischen Besitz verzichtet muß. Trotzdem muß man sagen, daß ein solches Vorgehen zum mindesten kein freundlicher Akt gegenüber den bisherigen Verbündeten sein würde, und es wäre sehr wohl möglich, daß weittragende Folgen sich einstellen würden. Es läßt sich nicht leugnen, daß das eigenartige Verhalten Italiens auf unserer Seite lebhaftes Mißtrauen hervorgerufen hat, und daß unsere Wege sich trennen müßten, wenn das Apenninenreich mit einem Male eine albanische Politik auf eigene Faust treibt. Möglicherweise beruht der Nutzen für die Neutralität Italiens darin, daß die Entente-Mächte gegen die Befestigung Salonas keinen Einspruch erheben, in der Hoffnung, dadurch einen Keil in das Dreibundverhältnis zu treiben. Nun, es ist so weit gekommen, daß wir uns über nichts mehr wundern, und dem italienischen Charakter wäre es wohl zuzutrauen, daß die Regierung dem Dreibund, von dem sie jahrzehntelang so viele Vorteile genossen, jetzt den Rücken kehrt.

Im Zusammenhang hiermit ist auch die von uns ebenfalls bereits veröffentlichte Meldung von erhöhtem Interesse, daß Griechenland den Epirus besetzt habe. Eine amtliche Bestätigung liegt aber noch immer nicht vor.

Rußlands Intriguen gegen Italien.

Rom, 24. Okt. (Tel. Str. West.) Nach dem „Messaggero“ bot Rußland durch seine hiesige Botschaft Italien die Freifassung österreichischer Gefangener italienischer Nationalität und ihre Rückführung nach Italien an, wenn sich die italienische Regierung verpflichte, die Gefangenen nicht nach Oesterreich auszuliefern. Die Antwort Italiens steht noch aus, doch zweifelt selbst der „Messaggero“ nicht, daß sie höflichst ablehnend sein wird. Da dies auch Rußland wissen mußte, haben wir in dem seltsamen Vorschlag lediglich einen neuen Versuch zu erblicken, die Stellung der italienischen Regierung zu erschweren und der irredentistischen Agitation neuen Zündstoff zu liefern.

Ein italienischer Handelsdampfer beschlagnahmt.

Rom, 24. Okt. (Tel. Str. Bln.) Der italienische Dampfer „Enrico Millo“ aus Genua ist auf der Höhe von Palactos von einem französischen Kriegsschiff beschlagnahmt worden. Er wird nach Biserta gebracht.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 25. Oktober, Sonntagsgedanken im Felde.

Wir eröffnen hier eine Reihe von Sonntagsgedankungen, die uns einer unserer regelmäßigen Mitarbeiter, der draußen im Felde steht, sendet.

Auf unserem Marsch halten wir bei einer Kapelle Rast. Ehrfürchtig betreten wir den geweihten Raum. An den

„Das wäre ja entsetzlich!“ rief Nimée erschrocken aus. „Solche Ungewißheit könnte ich auf die Dauer nicht ertragen!“

„Daran müßtest Du Dich halt gewöhnen, aber vorläufig ist es ja auch noch nicht so weit, und vielleicht können wir Paris vorher noch verlassen!“

„Wehe es Gott! Aber ich fürchte, Mama wird noch lange nicht reisefähig sein!“

„Der Hertöre trat ins Zimmer; erregt, wie er es in der letzten Zeit immer war, ließ er sich auf einen Sessel niederfallen und schloß auf: „Ganz unmöglich, ein Schlafcoupé zu erhalten, nicht einmal ein Platz zu haben! Auf Wochen hinaus ist alles schon genommen. Wir müssen hier bleiben. Schredlich!“

„Vorher Mama nicht besser ist, könnten wir auch unmöglich reisen, Papa,“ bemerkte Nimée.

„Leider, leider!“ beharrte ihr Vater düster. „Daß diese Krankheit auch gerade jetzt kommen mußte, um uns an Paris zu fesseln, es ist zum Verzweifeln!“

„Breiterwänden hängen Delbrude mit polnischen Unterschriften. Auf dem Altar ragt das Kreuz, das Symbol unserer Gessung. Davor gleichsam als die flackernde Seele dieser weltabgewandten gottsuchenden Stätte ein rotes Pämpchen: das ewige Licht. Die Bänke füllen sich mit Soldaten. Gewehrriese starren gegen die Decke, wo ein glitzer Erdbeser segnend die Hände breitet. Am Schwungrad der Ereignisse eine kurze Pause der Einkehr.“

Seit Menschen Beherrscher der Schöpfung wurden, galt es als höchste sittliche Tugend: sich für den Mitmenschen aufzuopfern, dem Gedanken an Bestand und Zukunft der Gemeinschaft, der höheren Idee das demacacnüber kleine, werllose Ich unterzuordnen. Christus hat die Menschheitsgeschichte in neue Bahnen gelenkt, als er in einer Zeit der tiefsten Menschenklaverei den unendlichen Wert einer jeden Menschenseele verkündete, zugleich aber der Aufopferung und Unterordnung des Einzelnen die innere Kraft der Verklärung verlieh. Und er hat seine Lehre mit dem eigenen Opfertode besiegelt. Große Zeiten waren immer reich an Menschenopfern. Denn nur die Kraft, die sich selbst opfert, kann Unvergängliches schaffen. Es wird immer der Gradmesser des inneren Wertes eines Volkes sein, ob es bereit ist, für die höheren Ziele das Leben hinzunehmen.

Und ich möchte auf die Kanzel dieser Kapelle steigen und sagen: Meine Freunde, ich habe Euch bisher aetrochen von der Gewalt der Liebe, die sich dem Widerstande beugt und ihn durch beschämende Güte überwindet. Ich erzähle Euch heute nicht von den Menschen, auch nicht von den irrefeleiteten Feinden. Ich predige Euch von dem Reich, das kommen muß, das kommen wird und für das Ihr so willig den Opfertod gebt, wie es einst Christus getan. Ob dieses Reich sich an Länderstreden so weit ausdehnen wird, wie Euer stolzer/Ziegersinn es wünscht, das wissen wir noch nicht, wir wollen nicht von farbigen Grenzspähnen sprechen, die es umrahmen, sondern von dem Geiste, von dem es beherrscht wird, von dem Feuer, das es durchlodert.

Bestünde die Welt nur aus chemischen Reizen, aus mechanischen Selbstverständlichkeiten, wie wäre das gewaltige Erlebnis heldenhafter Aufopferung verständlich, das uns alle so tief bewegt? Eine starke, lebendige Religion liegt in einem solchen Volke. Sie war vielfach verkapelt, eingeklinkt von dem Nidelbogen des Wohllebens. Nun ist sie wach und gürlet sich das kreffliche Schwert. Wo ist der brutale Egoismus geblieben, der das Beieinander der Menschen so scharf und kantig machte, wo die träge Sündlichkeit, die sich die Poren des Gewissens verstopfte? Ein brausender Auf durchstößt die Luft: An die Front! An den Feind! Was suchen die Krieger da draußen im Felde? Kleinlichen Vorteils gibt es da nicht zu finden. Wer denkt daran, ob der Krieg dem Einzelnen nützen wird? Manchem hat er die Existenz vernichtet und er denkt schmerzvoll an die Sorgen daheim. Und er richtet sich auf an dem Gedanken, daß er jetzt für eine größere Familie, für eine höhere Sache zu sorgen hat. Die Heimat muß leben, er muß es nicht. Und er ist überwältigt von dem stolzen Gefühl, daß er mit dazu berufen ist, sich für das Schönste und Größte zu opfern, daß sein Leben einen ungeahnten Wert erhielt.

Die Religion ist wach geworden und sie muß wach bleiben! Sie muß uns das neue heimatlische Haus licht, stark und friedlich gestalten. Der Geist der Aufopferung, der Gemeinschaftswille, die tatbereite sittliche Kraft, sie müssen lebendig weiterwirken. Ein Volk, dessen verachtenswürdige Stände und Schichten sich auf dem Schlachtfeld verbrüder haben, darf keine sozialen Klüfte, keinen Gesellschaftsdünkel, keinen Klassenhaß mehr kennen. Es hat sich auch die innere Freiheit erkämpft. Ein Volk, das die höchste Religion bewies, das für seine Ideale den Opfertod auf sich nahm, darf keinen konfessionellen Habitus mehr erleben, keinen Angriff auf das innerste Eigentum des Einzelnen. Wenn es nicht anders sein kann, getrennt aber duldsvoll müssen die Bekenntnisse marschieren, um sich vereint das Gottesreich zu erkämpfen.

Ihr braven, tapferen Kameraden, seid Euch bewußt, Ihr kämpft nicht nur um Gut und Boden, Ihr streitet zugleich für ein werdendes Reich innerer Größe, quellenden Reichtums an Erkenntnis und fröhlichem Willen. D.

Hilfe für Ostpreußen.

Ostpreußen hat für das ganze Deutsche Reich leiden und aushalten müssen. Monate werden vergehen, ehe die verwühteten Stätten wieder bewohnbar gemacht werden können. Die Ostpreußen, die aus den gefährdeten Bezirken fliehen mußten, sind in der größten Not. Sie haben kein Dach über dem Kopf, es fehlt ihnen an Kleidung und Nahrung.

„Wäre das auch!“ versetzte sein Vater. „Vor ihren Granaten schüben uns keine Mauern — wir sind verloren! — Die Hölle vor sich zu sehen und ihr nicht entinnen können! Es ist zum Wahnsinnigerwerden!“ Er sprang auf und rannte wieder nach seiner Gemohnheit mit heftigen Schritten durchs Zimmer. Da trat der Doktor ein.

„Nicht zu stürmisch, lieber Freund!“ hemmte er den Schritt des Hausherrn, „mein Patient braucht Ruhe. Auch Ihnen wäre sie sehr nötig, denn Sie sind kränker, als Sie selber wissen!“

„Freilich bin ich krank,“ gab Hertöre zurück, „wer kann in solcher Zeit, wie wir sie durchleben, gesund bleiben, zumal in der vergifteten Luft von Paris. Darum wollte ich ja fort, bin aber leider angefettet.“

„Sie sind es nicht allein, darum trösten Sie sich,“ entgegnete der Doktor mit leichtem Vorwurf. „Ein echter Patriot geht überhaupt in Zeiten der Gefahr nicht fort. Bleiben Sie ein paar Tage zu Bett, damit sich Ihre Nerven beruhigen, und behalten Sie Mut und Hoffnung!“

„Hoffnung!“ versetzte Hertöre finster. „Ich habe keine mehr!“

„So lernen Sie sie vom Volke!“

„Gerade das Volk, das heute von der größten Illusion in die tiefste Niedergeschlagenheit überspringt, in seiner Begierde nach Sieg von wahnsinniger Furcht vor Verrat geknäst wird, erschreckt mich,“ erwiderte Hertöre gedrückt. „Die gleiche Volksbewegung, die das Kaiserreich gekürzt hat, droht bereits, auch die Regierung der nationalen Verteidigung fortzusetzen und die Revolution vorzubereiten.“

„Ihre kranken Nerven malen Ihnen Gespenster an die Wand! Uebrigens wäre an dieser Adokatenregierung auch nicht allzuviel verloren,“ lachte der Doktor. „Aber bliden Sie doch auf die Wunder, welche die rastlose patriotische Tätigkeit des Ministers Dorian für die Verteidigung schafft, die geniale Kraft unserer Industrie, die freudige Tapferkeit unserer neugebildeten Heere und der ganzen Parrier Bevölkerung, die zu jedem Opfer bereit ist, dann wird Ihr Pessimismus schwinden.“

Hertöre schüttelte das Haupt. „Man kann Menschenhaufen zusammenrassen, sie auf Bewaffnen und in Uniformen stecken, aber keine Soldaten zaubern und noch weniger Offiziere und geeignete Führer.“

(Fortsetzung folgt.)

Der ostpreussische Winter steht vor der Tür. Das Elend wird entsetzlich werden, wenn nicht Hilfe eintritt. Die Not schreit schon jetzt zu uns, und deshalb muß sofort geholfen werden.

Wir brauchen Kleider, Wäsche, Wolltuche, Decken, und vor allen Dingen Nahrungsmittel, die nicht verderben (zum Beispiel Konserven, Kaffee, Tee, Mehl, Reis, Graupen, Hülsenfrüchte, Speck, Douerwürste usw.), besonders aber Geld.

Mitbürger in Stadt und Land! In Ostpreußen wurden die Russen aufgehalten, dort wurden sie geschlagen! Ostpreußen hatte den Ansturm auszuhalten, mußte die Verwundungen über sich ergehen lassen, die Ostpreußen haben Leben und Gesundheit, Hab und Gut darangegeben; jetzt muß ihnen in Dankbarkeit vergolten werden, was sie für das ganze Reich haben erdulden müssen! Gebt reichlich und gebt schnell!

Gesellschaft der Freunde ostpreussischer Flüchtlinge (Aussschuß und Auskunftsstelle ostpreussischer Flüchtlinge).

Frachtsendungen, die zur Verteilung an Notleidende in der Provinz Ostpreußen bestimmt sind, sowie alle Nahrungsmittel richtet man an: Gesellschaft der Freunde ostpreussischer Flüchtlinge Wüterammelstraße 2 und 3, Berlin, Schleißer Bahnhof; solche Postpaketsendungen an: Gesellschaft der Freunde ostpreussischer Flüchtlinge, Sammelstelle Berlin O., Mühlenstraße 11 (Stadttr. Ost).

Fracht- oder Paketendungen für Flüchtlinge, die sich in Groß-Berlin aufhalten, sind zu richten an: Gesellschaft der Freunde ostpreussischer Flüchtlinge, Berlin NW. 7, Universitätsstraße 6.

Frachtsendungen gehen als Liebesgaben für kriegsnotleidende Ostpreußen Frachtfret.

Alle Briefe und Geldsendungen an: Gesellschaft der Freunde ostpreussischer Flüchtlinge, Berlin NW. 7, Königliche Bibliothek (Kantel).

Wiesbadener Straßenbahnverkehr.

Man schreibt uns: Am 1. November wird voraussichtlich der gesamte deutsche Eisenbahnverkehr wieder in einigermaßen geordnete Betriebsverhältnisse kommen, wie sie dem allgemeinen Verkehrsbedürfnis entsprechen. Die einzelnen Eisenbahndirektionen sind schon mit fertigen Fahrplänen versehen herausgegeben, die erkennen lassen, daß man an zureichender Stelle gewillt ist, durch einen möglichst ausgedehnten Eisenbahnverkehr den wirtschaftlichen Anforderungen in weitestem Maße Rechnung zu tragen. In diesem Sinne hat sich auch vor ganz kurzer Zeit der Herr Minister des Innern geäußert und er brachte dabei den Wunsch zum Ausdruck, daß auch die Privatbahngesellschaften, besonders die Straßenbahnen ihren vollen Betrieb wie in Friedenszeiten aufrecht erhalten möchten, nicht zuletzt deshalb, um auch der Arbeitslosigkeit zu steuern. Inwiefern haben nun die Privatbahngesellschaften und besonders, was hier interessiert, die Sächsischen Eisenbahngesellschaft diesem sehr anerkennenswerten Wunsche Folge gegeben? Hat man bis jetzt etwas davon gehört, daß sich die Sächsische Eisenbahngesellschaft mit einem regelmäßigen, allen Anforderungen genügenden Fahrplan nur im Entwurf befindet? Soviel uns bekannt ist, liegt ein solcher Entwurf bis jetzt bei den zuständigen Stellen noch nicht vor. Und doch wäre es dringend notwendig, daß der Straßenbahnverkehr wieder in vollem Umfange ausgenommen würde. Die Theater- und Kurhauswagen müßten schon längst wieder fahren, und auch sonst könnten die verschiedenen noch bestehenden Verkehrseinschränkungen längst behoben sein. Die Betriebsverwaltung glaube vor kurzem in einer öffentlichen Erklärung darlegen zu müssen, als ob ihr bitteres Unrecht geschehen sei, als der Magistrat sich zu einem energischen Schritt gegen die Sächsische Eisenbahngesellschaft entschloß. Wir wissen bestimmt, daß das Vorgehen des Magistrats durchaus kein Befremdendes bei der Bevölkerung erregt hat; daß es im Gegenteil sehr freudig begrüßt wurde, zu sehen, wie die Geduld der Stadtverwaltung einmal am Ende ist, und daß man auch energische Töne anzuschlagen weiß. Denn schließlich ist doch die Straßenbahn fürs Publikum da, und nicht umgekehrt. Aber bis jetzt hat die Straßenbahngesellschaft immer drauf geachtet, daß nur sie nicht zu kurz kommt. Wie lässlich war doch der Verriech im Monat August. In gleichem Maße war er wohl in keiner deutschen Stadt mehr zu finden. In anderen Städten hat man immerherd Frauen als Schaffner eingesetzt, nur daß der Betrieb keine Störung erleide. Und hier? Es erübrigt sich wohl, noch einmal all die „Wenn“ und „Aber“, die die Sächsische Eisenbahngesellschaft als Entschuldigungsgründe angibt, aufzuführen und zu widerlegen. Jedenfalls ist sicher, daß das, was in anderen Städten von Privatbahngesellschaften geleistet werden konnte, auch in Wiesbaden sich hätte durchführen lassen,

wenn man den guten Willen gehabt hätte; besonders auch in Anbetracht des großen Reingewinns, den die Wiesbadener Straßenbahnen bisher jahrelang abgeworfen haben. Hoffen wir, daß unsere städtische Verwaltung auf der betretenen Bahn rüstig fortschreitet und rücksichtslos fordert, was eine Stadt von der Bedeutung Wiesbadens in bezug auf ausreichende Straßenbahnverhältnisse zu verlangen berechtigt ist. Die Bürgerchaft wird einmütig hinter ihr stehen. Wenn ja auch in letzter Zeit vieles besser geworden ist, dem allgemeinen Bedürfnisse genügen die jetzigen Straßenbahnfahrpläne noch lange nicht.

Ueber die Beschlagnahme der englischen Kirche und der griechischen Kapelle in Wiesbaden sind unzureichende Nachrichten in hiesigen und auswärtigen Blättern verbreitet worden. Die englische Kirche konnte aber gar nicht beschlaggenommen werden, denn sie ist preussisches Staats Eigentum. Die griechische Kapelle auf dem Neroberg dagegen ist Eigentum des russischen Staates. Und wenn diese auch nicht formell beschlaggenommen worden ist, so ist doch von der zuständigen Polizeibehörde der Schlüssel zur Kirche abgezogen und, um das Gebäude zu schützen, ein Posten davor aufgestellt worden.

Ein Militärflieger überflog gestern Nachmittag gegen 5 Uhr Wiesbaden in schnellem Flug. Natürlich entstand bald das Gerücht, es sei ein feindlicher Flieger gewesen, zumal er in großer Höhe dahinjog. Es wurde sogar behauptet, man habe den Flieger, der Bomben geworfen hätte, beschossen. Alle diese Meldungen sind unrichtig. Wie wir auf unsere Erkundigungen an zuständiger militärischer Stelle erfahren, handelte es sich um einen deutschen Flieger, der, angemeldet, von Darmstadt kommend, Wiesbaden überflog und nicht beschossen worden ist.

Kriegsabende. Wir weisen ausdrücklich darauf hin, daß der Vorverkauf der Eintrittskarten für den Kriegsabend heute Nachmittag von 2 Uhr ab am Eingang des Saalbauers stattfindet. Der Volksbildungsverein hat diese Einrichtung getroffen, weil auch am letzten Mittwoch bei der Wiederholung des vierten Abends wieder viele, die erst am Abend kamen, keinen Einlaß fanden.

Geldsendungen für Kriegsgefangene in England. Von jetzt ab sind nach Großbritannien Postanweisungen für Kriegsgefangene oder von solchen zugelassen. Die Postanweisungen sind auf der Vorderseite des für den Auslandsverkehr bestimmten Formulars mit der Adresse des niederländischen Postamts in S'Gravenhage zu versehen, während die Adresse des Empfängers der Geldsendung auf der Rückseite des Abschnitts genau anzugeben ist. In der Bemerkung „Kriegsgefangenenendung, Taxfrei.“ anzubringen. In S'Gravenhage werden die deutsch-niederländischen Anweisungen in niederländisch-englische umgeschrieben. In der Richtung aus Großbritannien nach Deutschland sind Postanweisungen der Kriegsgefangenen noch nicht zugelassen worden.

Landwirte, bestellt die Herbstfelder! Von maßgebender Seite wird empfohlen, darauf hinzuwirken, daß die Landwirte die ordnungsmäßige Herbstbestellung ihrer Acker nicht unterlassen sollen. Es darf erwartet werden, daß auch von den Wiesbadener Landwirten alles getan wird, daß die nächstjährige Ernte gesichert erscheint. Es braucht kaum betont zu werden, wie nötig eine derartige Vorzorge gerade in der jetzigen Kriegszeit ist.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Residenztheater. Morgen (Montag) bleibt das Residenztheater geschlossen. Das Spiel „Als ich noch im Säugelstade ...“ gelangt am Dienstag wieder zur Aufführung. Am Mittwoch geht B. Jacoby und H. Lind's „Alles mobil“ nochmals in Szene, und am Donnerstag wird das neu einstudierte Lustspiel „Maria Theresia“ wiederholt.

Raffau und Nachbargebiete.

Die, 22. Okt. Verschiedenes. Die Sammlung für den neuen Krankenwagen ergab 1846 M. Der Wagen, der in den nächsten Tagen hier eintrifft, kostet 2500 M. — In Wehlisen an die Familien von Kriegsteilnehmern zahlt die Stadt jetzt monatlich 450 M. aus. — Der hiesigen Realschule ist für die nächsten drei Jahre ein Staatszuschuß von 2240 M. bewilligt worden.

Volkswirtschaftlicher Teil.

Besserung des Kohlen- und Koksablasses.

(Das Kohlenyndikat im September.) Nach dem Monatsbericht des rheinisch-westfälischen Kohlenyndikats war im September der rechnungsmäßige Kohlenablass an den 20 (wie i. V.)

Arbeits Tagen mit 4121149 (6886554) Tonnen nur noch um etwa 40 Prozent niedriger als im Vergleichsmonat des Vorjahres. In August hatte der Ausfall noch etwa 64 Prozent betragen. Von der Beteiligung sind 54 Prozent (i. V. 90,44, im August d. J. 33,35 Prozent) abgesetzt worden.

Der Verband einschließlich Landdebit, Deputat und Viesferungen der Hüttenzacken an die eigenen Hüttenwerke betrug an Kohlen bei 26 (wie i. V.) Arbeitstagen 8522416 (i. V. 5537507) Tonnen oder arbeitstäglich 135478 (212981) Tonnen; an Koks bei wieder 30 Arbeitstagen 871060 (1706990) Tonnen oder arbeitstäglich 29035 (56900) Tonnen; an Briffetts bei wieder 26 Arbeitstagen 249171 (386358) Tonnen oder arbeitstäglich 9584 (14800) Tonnen.

Hiervon gingen für Rechnung des Syndikats an Kohlen 8067506 (i. V. 4901846) Tonnen oder arbeitstäglich 117081 (188533) Tonnen; an Koks 406967 (1000661) Tonnen oder arbeitstäglich 16506 (35255) Tonnen; an Briffetts 229575 (364209) Tonnen oder arbeitstäglich 8830 (14008) Tonnen.

Auch der Koksablass hat eine wesentliche Besserung erfahren, die hauptsächlich zurückzuführen ist auf den Beschluß der Eisenbahnerverwaltung, veruchsweise Hochofensoks anstelle von Kohlen zu verwenden. Es wurden im September abgesetzt 58,16 Prozent der Koksabsetzung. Die nicht abgesetzte Menge von 41,84 Prozent ist geringer als in den Monaten März bis zum Kriegsausbruch, in denen 50,45, 50,35, 54,31, 53,80 und 53,43 Prozent dem Syndikat verblieben; im August wurden 83,79 Prozent nicht abgesetzt.

Der Freistreiberei wird endlich ein Ziel gesetzt.

Dem Vernehmen nach steht die Festsetzung von Höchstpreisen für Roggen, Hafer und Gerste sowie für Weizen unmittelbar bevor; der Bundesrat wird in seiner nächsten Sitzung über die ihm unterbreiteten Vorschläge Beschluß fassen. Für Kartoffeln sollen Höchstpreise im Augenblick noch nicht festgesetzt werden, das bleibt für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten. Der Höchstpreis für Roggen dürfte, wie die „A. Ztg.“ meldet, etwa auf 225 M., für Weizen auf 245 bis 250 M. bestimmt werden. (Roggen wurde zuletzt zu 234 bis 236 M. gehandelt; Weizen zu 267 bis 269 M., so daß also die Höchstpreise nicht unerheblich geringer festgesetzt werden sollen; im Vorjahr, das sich durch eine besonders gute Ernte auszeichnete, betragen die Großhandelspreise für Roggen im Durchschnitt 164,30 M., für Weizen 198,85 M.)

Zur Erwdgung stellt ferner, ob nicht auch für Futtermittel die gleiche Maßnahme getroffen werden soll. Da die Ermittlungen des Reichsgesundheitsamtes ergeben haben, daß bei der Gattung ein Zufluß von Kartoffelbestandteilen bis zu 20 Proz. gesundheitlich völlig unbedenklich ist, wird diese Vermischung auf dem Verordnungswege vom Bundesrat vorgeschrieben werden. Hoherfreudlich ist, daß nach zuverlässigen Bestellungen der Getreidebedarf unseres Volkes bis zur nächsten Ernte reichlich gedeckt ist.

Auch der Viehbestand ist so außerordentlich befriedigend, daß die Fleischversorgung des Volkes außer aller Frage steht.

Landwirtschaft.

Heu- und Kartoffelverkäufe.

x. Vom hohen Westerwald, 23. Okt. Unsere großen Vorräte an Heu und Kartoffeln, die es in diesem Jahre so reichlich gegeben hat, bleiben nicht lange sitzen. Tag für Tag werden viele Waggons von beiden Produkten verladen. Zufällig ist der Preis für beide auch gleich und beträgt zwischen 2,70-3,00 M. für den Zentner frei Station. Auch vom vorigen Jahre sind noch viele Vorräte an Heu da, die jetzt mit zum Verkauf kommen. Schade nur, daß das viele Grummet, das in Gemarfungen, wo kein Vieh geweidet wird, mitunter sehr hoch steht, nicht geerntet wird.

Schriftleitung: Bernhard Grothus. Verantwortlich für deutsche und auswärtige Politik: B. Grothus; für Kunst, Wissenschaft, Unterhaltungs- und volkswirtschaftlichen Teil: H. E. Eisenberger; für Stadt- und Landnachrichten, Gericht und Sport: G. Dieckel; für die Angelen: B. Schubert; sämtlich in Wiesbaden. Druck und Verlag der Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Zeitung: S. Riehnert) in Wiesbaden.

Es wird gebeten, Briefe nur an die Schriftleitung, nicht persönlich, zu richten.

Geschäftliche Mitteilungen.

Generaloberst v. Geeringen, einer unserer großen Heerführer im Westen und früherer Kriegsminister, hat der Firma Gebrüder Dörner hier wieder eine Bestellung auf ihre bekannte Jopiekleidung zugehen lassen. Erzellen v. Geeringen trägt schon jahrelang Jopie und hat sich dem Inhaber der Firma Gebr. Dörner gegenüber wiederholt persönlich außerordentlich anerkennend über die Vorzüge der Militärjopiekleidung ausgesprochen.

Wäscht von selbst ohne Reiben und Bürsten.

Persil das selbsttätige Waschmittel

Bleicht und desinfiziert. Garantiert unschädlich.

Fertige Herren- u. Knaben-Kleidung

jeder Art, von der einfachsten Knaben-Hose bis zum elegantesten Herren-Paletot, sind in grosser Auswahl für Herbst und Winter neu eingetroffen. Unsere Preise sind der Kriegszeit entsprechend besonders niedrig und auf jedem Stück in Zahlen deutlich vermerkt.

Gebrüder Dörner, Mauritiusstrasse 4.

Alleinige Fabrikanten der weltbekannten wasserdichten „Jopie-Weste“ für unsere im Felde stehenden Krieger. Preis: 4.50, 15.- u. 28.- Mk.

### Welche Wendung durch Gottes Fügung!

Patriotischer Vortrag von Chr. Glücklich sen. \*)

Motto:

Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,  
Nur die Hilfe der Götter herbei.

Die Frühlingserwachen nach langer, kalter Winternacht erbraute es durch die deutschen Gauen, als unser geliebter Feldenkaiser, dessen Friedensliebe ihm längst in aller Welt den Ehrentitel als Friedensfürst verschafft hatte, endlich das erlösende Wort sprach und den Feinden ringsum — die Aids, das Saboter und Herrschsucht zusammengeführt, um das Deutsche Reich zu vernichten — die einzige mögliche und richtige Antwort gab! Indem er die Mobilmachung anordnete, den Krieg erklärte. Es war die feste Absicht dieses edlen Feindlichkeitsbundes, das mächtige, zu mächtig gewordene deutsche Kaiserreich, den Hort des Friedens, der Freiheit, des Fortschritts und der Kultur, mit einem Schläge zu zertrümmern, weil schon allein die Tatsache seiner Existenz, sowie sein mächtiger Aufschwung auf allen Gebieten, seinen Konkurrenten und Widerachern längst ein Dorn im Auge war. — Und mit voller Bestimmtheit rechneten sie auf Zerstückelung, Parteihader, Rassen- und Klassenhaß im Innern unseres deutschen Vaterlandes, wodurch es nach ihrer von grimmiger Haß genährten Ansicht sich bei einem menschlichen Uebervalle von allen Seiten als unfähig erweisen müßte zur Selbstverteidigung der Uebermacht gegenüber, und so macht- und willenlos seinen grimmigen Feinden als gute Beute unheimfallen würde.

Jedoch die schlauen Verschwörer hatten sich in ihrer blinden Wut und maßlosen Verblendung geirrt. Sie hatten Gott sei Dank die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und es zeigte sich auch hier wieder, wie so oft im Leben des einzelnen wie im Leben der Völker, daß die Macht, die nur das Böse will, doch meist das Gute schafft.

Die jubelnde Erlösung aus langer banaler Qual waltens Mobilmachung und Kriegserklärung. Auf ein halbes Duzend Feinde mehr oder weniger kam es dem wie durch einen jähen Blitz in ein Pulverfaß entflammten „Furor teutonius“ schon gar nicht mehr an. Und als unser Kaiser in gerechter Entrüstung über das Räuber- und Doppelspiel, das man mit ihm zu treiben wagte, empfört über die schmachvollen, tödlichen und hinterlistigen Duerreibereien, mit welchen man seine offenen, ehrlichen Friedensbestrebungen zu durchkreuzen suchte, das scharf geschliffene Schwert zog, das lange, fast allzu lange, in der Scheide geruht, und es, wuchtig schwingend, vor versammeltem Kriegsvolk das heilige Gelöbniß ablegte, daß es nur dann wieder dahin zurückkehren dürfe, wenn dies in Ehren geschehen könne, und wenn Deutschland seinen Feinden die Friedensbedingungen diktieren dürfe, und außerdem die feierliche Erklärung abgab, daß er fortan keine Partei- und Klassenunterschiede mehr kennen würde, sondern nur Deutsche im deutschen Vaterlande — da war endlich der Traum von Millionen deutscher Patrioten voll und ganz erfüllt. . .

\*) Vielfachen Anregungen entsprechend, geben wir den am 4. Oktober in der Wohltätigkeitsveranstaltung im Kurhaus von Herrn Chr. Glücklich sen. gehaltenen Vortrag, der mit starkem Beifall aufgenommen wurde, in seinen Hauptzügen wieder. Schriftleitung.

Deutschland und Oesterreich-Ungarn bilden nunmehr den Fels im Meere, an dem sich die schäumenden Wogen des Hasses brechen und zerschellen.

Von Sieg zu Sieg ringen sich in Schlachten, wie sie die Welt nie gesehen, unsere stolzen Armeen durch, mit Leistungen, die an das Gigantische reichen. In ihrer Mitte weilt der oberste Kriegsherr, der Kaiser, dessen sechs Söhne mit hinaus zogen in den heiligen Krieg, an seiner Seite fast sämtliche deutsche Bundesfürsten und deren Thronfolger. Allen voran unser heldenmütiger Kronprinz Wilhelm, und sein Hegerlicher Waffenbruder Kronprinz Ruprecht von Bayern, an der Spitze unserer bayrischen Löwen, den selbst der Tod seines Lieblingssohnes, des 13jährigen Erbprinzen in der Heimat, nicht einen Moment von seinen hehren Pflichten gegen das Vaterland abzulenkten vermochte.

Von den unzähligen Beispielen von Vaterlandsliebe, kameradschaftlichem Sinn und Heldennut möchte ich nur noch die letzten Worte des zu Tode getroffenen edlen Prinzen Ludwig von Meiningen anführen. Sterbend übergab er dem Samariter, der ihm im Todesstampe beistand, ein mit Bleitinte beschriebenes Blättchen aus seinem Notizbuche, worauf folgende Worte standen, die jeden Deutschen, jeden fühlenden Menschen mit chruschidovoller Bewunderung für den edlen Sprossen eines deutschen Fürstengeschlechtes erfüllen müssen. Die Worte lauten: „Wenn ich auf dem Felde der Ehre für Deutschlands Größe fallen sollte, so begrabt mich nicht in meiner Fürstengruft, sondern scharf mich ein in das Massengrab meiner tapferen Kameraden. Grüßt mir meinen Kaiser!“

Welch hohe Gefinnung, welcher Edelmut, welch treue Vaterlandsliebe! Es ist dieses Testament eines Helden, wie wir mit stolzer Genugtuung sagen dürfen, „eines deutschen Helden“, ein herabes Zeugnis für die hohe moralische und sittliche Bedeutung des heiligen Krieges, daß hoch und niedrig willig alles hingibt bis zum letzten Blutstropfen für Kaiser und Vaterland.

Was wir aber speziell in diesem großen Kriege noch von unserer herrlichen deutschen Marine, von unseren todesmüthigen blauen Jungen zu und unter Wasser und von unserer mit Recht so gefürchteten stolzen Luftflotte von oben herab zu erwarten haben dürften, das beweisen die ja auch Ihnen wohl bekannten Aufstöße, die Freude und hohe Bewunderung bei den Freunden, Furcht und Entsetzen bei den Feinden auslösten. Ich nenne nur die Namen „Goeben“, „Breslau“, „Mandeburg“, „Emden“, „Königin Luise“, „Kaiser Wilhelm II.“ etc. und ganz besonders „A. 9.“ unter dem schneidigen Kommando unseres neuesten Helden Kapitäns Otto Weddigen, dessen Name mit goldenen Lettern neben denjenigen der Helden v. Emmich, v. Hindenburg, der Kronprinz, Prinz Oskar von Preußen und vieler anderer ausgezeichnete Heerführer in dem Buch der Weltgeschichte verzeichnet werden dürfte. Es war ein Vortageabendschiff, den Kapitän Weddigen ausführte, gegen den selbst der ungeheuer Kampf des kleinen David gegen den Riesen Goliath, von welchem die Historie berichtet, verblaffen muß; denn der kleine David brachte nur einen Riesen zur Strecke. „A. 9.“ aber gleich drei, und rief damit der übermüthigen Beherrscherin der Meere ein memento mori zu, das ihr noch lange in die Ohren gellen dürfte; denn es war der Anfang vom Ende mit Schreden.

Die würdige Fortsetzung meldete uns der Draht, wonach der zweite kleine David, nämlich der kleine Kreuzer

„Karlsruhe“ sieben englische Dampfer in die Blüten des Atlantischen Ozeans versenkte. Vivat sequens! rufen Sie, vererbete Anwesende, wohl alle in stammender Begeisterung mit mir, wenn es sich um die Vernichtung der durch Lug und Trug, Egoismus, Raubsucht und Niedertracht zusammengesetzten Weltmacht handelt. Die aus fanatischer Raubgier den Weltkrieg herbeiführte, um Deutschland zu vernichten und auf seinen Trümmern die Fahne einer erschlichenen Welt Herrschaft zu hissen.

Und trotz meiner mehr als 75 Jahre hoffe ich zuversichtlich, den Tag der Schluß- und Generalabrechnung mit dem perfiden Albion zu erleben und mitzumachen. . . . wenn Zeppelins und Torpedos, Schrapnells, Bomben und Granaten im Verein mit unseren 42 Zentimeter-Brümmern zwischen Calais und Dover ihm entgegenkommen. Trotz dieser großen Hoffnungen auf den endlichen Sieg der ausgleichenden Gerechtigkeit, trotz der Berichte über immer neue größere Siege und Heldentaten und bei der Sorge für unsere Brüder im Felde, und unsere braven Verwundeten daheim, haben wir nicht vergessen, unserer nothleidenden Volksgenossen an den Reichsgrenzen lebend zu gedenken, die den ersten Ansturm grimmiger Feinde, bestialischer Kohorten auszuhalten hatten. Und können wir auch die mitteilungslos Gemordeten nicht mehr ins Leben zurückrufen, so können und wollen wir doch unverschuldete Not nach Möglichkeit zu lindern suchen. Durch unsere Hilfsaktion aber liefern wir vor allem den Beweis, daß auch wir sind „ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr.“

Dies war und ist der edle Zweck der heutigen Veranstaltung wie meines Vortrages. Habe ich Ihren vollen Beifall nicht zu erringen vermocht, so nehmen Sie bitte den guten Willen für die Tat, und denken Sie, das Wort gelte auch hier: Der Zweck heiligt die Mittel. Und wenn dann nach langem blätigen Ringen die Kriegsfurie ausgebrochen hat — wenn das Schwert in die Scheide zurückkehren durfte. Wenn die Morgenröthe des Völkerrührlings am Horizont erstrahlt, wenn Hammer und Pfuschschar, Handwerk und Bürgerfleiß, wenn Kunst und Wissenschaft, Handel und Verkehr wieder zu ihrem vollen Rechte gelangten, wenn die Friedensglocken den Schlastendonner ablösen, und unsere braven Vaterlandsverteidiger, die das Schicksal verschont, zurückkehren zu ihren Lieben, zu Heimat, Haus und Herd, den Helm geschmückt mit grünem Reis, jubelnd begrüßt, als Helden und Sieger. Aber wenn auch zugleich die dankbare deutsche Nation den Helden, die alles geopfert auf dem Altare des Vaterlandes, den Invaliden, den Witwen und Waisen der Gefallenen in würdiger ausreichender Weise die Existenz und Zukunft sichert, als heilige Ehrenschild. Wenn Deutschland den ihm längst gebührenden Platz an der Sonne errungen und die Vertreter aller Nationen die Hohne schwarz-weiß-rot zu Land wie auf allen Meeren freudig begrüßen, als das Panier der Völker Freiheit, des friedlichen Wettbewerbes, des Völker- und Menschenrechtes, als Wahrzeichen der Kolonisation, Kultur und Humanität.

Erst dann, sage ich, ist das fromme Wort unseres erhabenen, unvergesslichen großen Kaisers Wilhelm I.:

„Welche Wendung durch Gottes Nauma“

voll und ganz erfüllt. Und daß das bald geschehe: „Das waltete Gott.“

## Wein als Liebesgabe für unsere im Felde stehenden Krieger.

Seine Kaiserliche Hoheit, der Deutsche Kronprinz, und andere Heerführer haben den dringenden Wunsch ausgesprochen, man möge unseren tapferen Soldaten in Anbetracht des herannahenden Winters und der grossen Strapazen, denen sie in den schweren Kämpfen ausgesetzt sind, als Liebesgaben

### gute Weine, Kognak, Arrak, Rum

stiften. Die Annahme, dass im Feindesland genügend Wein etc. vorhanden, ist eine irrige; selbst in Frankreich fehlt es unseren Truppen an Wein, der doch nach Urteilen massgebender Autoritäten zur Kräftigung und zur Verhütung von Krankheiten unbedingt notwendig ist. Der Weinhandel hat bereits grosse Quantitäten Wein dem „Roten Kreuz“ zur Verfügung gestellt und bittet nunmehr unsere Mitbürger, dem Ansuchen unserer Heeresleitung Folge zu leisten. Damit dies in reichem Masse geschehe, erklären sich die unten verzeichneten Mitglieder des Weinhändler-Vereins bereit, für Liebesgaben einen besonderen Nachlass von 15% auf ihre Preislisten zu gewähren. Die Beförderung an Truppenteile oder Angehörige im Felde wird schnell und sachgemäss erledigt.

- |                        |                        |                       |
|------------------------|------------------------|-----------------------|
| Carl Acker G. m. b. H. | Klett & Co.            | Selig & Co.           |
| S. Baer & Co.          | Friedr. S. Klugmann    | Walter S. Siegel      |
| Wilhelm Beckel         | Martin Lemp & Co.      | A. & J. Simon         |
| Blum & Haas            | Lippmann & Schultze    | Gebrüder Simon        |
| E. Brunn               | Jacob Loesch           | Simon & Co.           |
| Theodor Dorn Söhne     | Lünenschloss & Maassen | Christian Spindler    |
| Ganz & Co.             | Bernhard Metzger       | Sebald Strauss        |
| A. Goerke              | Chr. Moos              | Strauss & Co.         |
| F. Gottwald            | W. Nicodemus & Co.     | Jacob Stuber          |
| Hirsch & Kleemann      | J. Rapp                | Leopold Vogel         |
| Gebr. Hoffmann         | J. Rapp Nachf.         | Gebr. Wagemann        |
| F. Hofmeister          | B. Rosenstein          | Schneider & Pfeiffer, |
| J. C. Keiper           | W. Ruthe               | Schierstein.          |

## Die Hände auf für Liebesgaben.

## Mitteldeutsche Creditbank

— Kapital und Reserven 69 Millionen Mark —  
**Filiale Wiesbaden.**  
Friedrichstrasse 6      Telephon 66 u. 6604.  
Günstige Verzinsung von Bareinlagen.  
— Vermögensverwaltung. —  
Schränkfächer unter Mitverschluss des Mieters.  
Sorgfältige Erledigung aller bankgeschäftl. Angelegenheiten.  
1419

Hofphotograph  
**C. H. Schiffer**  
Atelier für vornehme Portraits und Gruppen  
nur Taunusstr. 24.  
— Telephon Nr. 3046. —

Künstlerische Fahren  
**VIETOR** 1500  
sche Kunstanstalt Wiesbaden  
Geliefert wird: Glas, Marmor, Kunstgegenstände aller Art. (Porzellan feuertest im Wasser haltbar.) Aufenplatz 6 bei D. Uhlmann. 1570

Bestes junges  
**Heid schnuckenfleisch**  
würzig wie Rehbraten, iest kostbillig. Beständig 95 Pfd. netto, halb Braten, halb Kochfleisch einfach. Porto und Verpackung Mk. 2.25. Versand unter Nachn. 2. Seine, Hoflieferant, Längmählen 25 bei Schneewerdingen Lüneb. Heide. D. 20

Verein für Hausbeamten.  
Oranienstr. 23. 2. empf. Erzieh. Stäben, Kinderf., Kin. beradvr., Fleis. u. Sumakern. Sprechzeit nur Montaa. Mittwoh. Freitag. 3-5. Mont., Donnerst., vorm. 11-12 Uhr. 158

**J. & G. ADRIAN**  
Wiesbaden  
**J. & G. Adrian, Bahnhofstr. 6**  
— Telephon 59 —  
Hof-Spediteure des Kaisers      Sr. Majestät und Königs  
Möbeltransporte von und nach allen Plätzen  
Umzüge in der Stadt  
Uebersee-Umzüge per Luftvan ohne Umladung  
Kostenanschläge gratis. 1795

**Militär-Feldlampen**  
zum Anhängen, mit Osrambirne und Dauerbatterie, von Mk. 2.50 an.  
**Taschenlampen**  
mit guter Wattbirne und Dauerbatterie von Mk. 1.— an.  
**Luntenerzeuger 30 Pfg.** 4781  
**Militär-Feldstecher** mit Etui und Riemen von Mk. 10.— an.  
**Carl Müller, Optiker, Langgasse 45.**





# Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 4.

Wiesbaden, den 25. Oktober 1914.

3. Jahrgang.

## Inhaltsangabe:

„Die Fahrt zur Pflicht“, Erzählung von Rudolf Michael. — „Unser Glaube“, von E. D. Berger. — „So steht dies Volk auf seinem Posten!“, von einem Holländer. — „Ein Lieblingsdichter des deutschen Hauses“, von H. M. Elser. — „Kriegszeichnungen“, von Dr. Hans Veitge. — „Die feindliche Lustfotte“, von einem Fachmann. — „Ich weiß ein Herz, das für mich betet“, eine Geschichte von G. Kulepp. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lustige Gek.“.

## Zum Geleite:

Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen. Deutschlands Welt Herrschaft kann nur eine innerliche sein, wie auch sein Aristokratismus nur ein innerlicher sein kann; aber beide werden sich trotzdem äußerlich betätigen und geltend machen müssen. Das deutsche Wahrwort muß auch ein Machtwort sein. Dann kann wieder deutsche Unparteilichkeit, aber ohne deutsche Schwäche sich bewähren; dann erst wird Deutschland verdientermaßen auf dem Richterstuhl der Nationen sitzen.

Der Rembrandt-Deutsche.

## Die Fahrt zur Pflicht.

Erzählung von Rudolf Michael.

Eintönig grau schwamm der große Himmel über dem unruhigen Meer. Wie lange, gierige Zungen ledten die Wellen an den beiden Schiffswänden. Und rings auf dem Wasser war nur dieses eine Schiff, nur dieses eine.

Das wunderte Allwörden, den Kapitän. Seit zwei Tagen kein Segel, keinen Rauch. Wo doch sonst die Schiffe zahlreich vorüberzogen, wie Schattenrisse fern, wie Spielzeuge klar und nah.

Er stand oben auf der Brücke zur Seite des Steuer-manns, der die Hebel der Steuerung in den Fäusten gepreßt hielt, und sah auf das Meßblatt, das den Kurs des Schiffes in klarer Linie zeigte.

Die „Tuisca“ lag tief im Wasser und wühlte mit heimlicher Glut. Bis unter das Deck war der schwere argentinische Weizen geschüttet. Der Wert der Ladung war noch auf keiner Reise des jungen Schiffes so hoch wie auf dieser. Das Gefühl der Verantwortung war in dem jungen Kapitän doppelt stark geworden, und er empfand einen tiefen Stolz wie jeder, der im Kleinen zu herrschen bestimmt ist. Stundenlang ging die Fahrt durch das eintönige Grau.

Nur bisweilen, ganz zaghaft, liefen Allwörden Gedanken zurück. Er hatte seine Frau und den vierjährigen Knaben drüben zurückgelassen für die Dauer dieser Reise, bei einem Freunde; aus Lust an den fremden Dingen und Erlebnissen waren sie dort geblieben. Jetzt lief sein Herz voraus, in Eile, und denselben Weg zurück, und seine Arme umfaßten die beiden unsichtbaren Gestalten.

Nun lag er mit dem Ellbogen über der Reeling, und sein sinnender Kopf ruhte in den offenen Händen. Aus jeder Welle sahen ihn die Augen seines Jungen an, und in jeder Woge war das Schwätzen seiner jungen, blonden Frau.

Da riß der Maat die Tür des Bordtelegraphen auf und war mit drei Sägen neben dem Kapitän.

„Herr Kapitän, — es ist Krieg!“ — Mehr brachte er nicht heraus. In stummer, zitternder Erwartung stand er da.

„Reden Sie keinen Unsinn, Brodersen. Wie kommen Sie darauf?“ antwortete der Kapitän. Er suchte kurz und fest zu bleiben, und doch war in ihm, ganz im geheimen, eine fiebernde Stimmung, die er nicht fortlügen konnte. Aus Sehnsucht und Müdigkeit war sie geboren und nun zu allem Aufregenden gern geneigt.

Dann packte er den Telegraphisten grob am Arm und zog ihn mit sich. Er wollte ihn schelten, und doch war ihm in seinem Innern so, als finde er nur eine Ahnung bestätigt, als sei ein banger Zweifel von ihm gewichen. In der Luft hatte es gelegen, in der grauen, nebligen Luft.

Mit hastigen Schritten traten die beiden in den engen, niedrigen Raum, wo der Telegraphist mit einem Ruck den Streifen vom Apparat riß und seinem Kapitän die wenigen Worte mit heiserer, halberstickter Stimme vorlas:

„Nauen — — 1. August — — der Kaiser — — hat die — — Mobilmachung befohlen — —“

Weiter nichts.

Der Kapitän überflog die paar Worte und begriff doch ihren Sinn kaum. Das war nicht zu fassen. Warum denn auch? Als er vor zwei Wochen den südamerikanischen Hafen im blanken Sonnenlicht verlassen hatte, da war Ruhe über Wasser und Land, nichts als Ruhe. Woher sollte überhaupt der Krieg kommen? Seit Jahrzehnten nur Frieden!

Und nun dieser Warnungsruf, so kurz und hart und erbarmungslos wie der Anprall des wütenden und geifernden Meeres.

Da wurde der Kapitän von einem dumpfen Triebe befallen, zu handeln. Sein Wille wurde, ohne daß er etwas dazu tat, eifern und seine Gedanken klar und gerade. Die Pflicht trieb ihn unbewußt.

Nach einer Weile stand er auf dem Achterdeck, ganz hinten, die eine Faust am Flaggenstock, die andere in der Luft geballt, und sprach zu seinen Leuten und den wenigen Passagieren ein paar Worte, die warfen Feuer in die Augen.

Dann ging jeder an seinen Platz. Unheimliche Stille war durch das ganze Schiffe gelegt.

Und als die Dämmerung über das Meer kroch, auf das Schiff zu, und es verschlang, leise und unerfättlich, da standen die arbeitsmüden Matrosen in einer großen Gruppe an Deck und sangen in die schlafende Weite:

Dir woll'n wir treu ergeben sein,

Getreu bis in den Tod.

Dir woll'n wir unser Leben weih'n,

Der Flagge schwarz-weiß-rot!"

In der tief-herzlichen Melodie dieses Liedes war Feuer und Kraft, so gewaltig, daß die behäbigen Wellen ihren Kamm schüttelten und voll Unmut rauschten.

Als es Nacht ward, stand der junge Kapitän allein an Deck und sah in das Dunkel, das ihm heute seltsamer vorkam als je. Es war ihm, als habe die Nacht ein anderes Gesicht, als sei sie plötzlich voll Fragen und Bangen.

Er wollte sich klar werden, was nun geschehen mußte, aber immer wieder ging sein Herz mit dem Gefühl der Pflicht durch und lief auf krausen Wegen.

In jener undurchschaubaren Ferne, in die er nun hineinfuhr, würden die feindlichen Kreuzer liegen, das Auge am Glas und die Hand an der Maschine. Lauernd. Wölfel! Also war es eine Fahrt in den Untergang, — in den Tod.

Der Kapitän schüttelte heftig mit dem Kopf und ging ein paar Schritte weiter. Der Matrose, der die Bordwache hatte, sah ihn prüfend an und tappte vorbei.

Eine Fahrt in den Untergang wird es sein? Nein, oder doch nicht! In die Gefangenschaft. Mit dem Schiff die ganze trostlose Zeit im feindlichen Hafen liegen und sich nicht rühren dürfen wie ein Kranker. Das war gleich fürchtbar, noch fürchtbarer.

Darum zurück! Ja, zurück, auf jeden Fall! In die Sicherheit. Wo Gattin und Sohn warteten, zukunftsang. Sonst würde die Mutter mit dem Sohne draußen auf der sonnenbeglänzten Hafennole stehen und in die Ferne zeigen und sagen: „Da ist dein Vater, da draußen. Aber ich weiß nicht, ob er noch lebt. Es ist ja Krieg.“

Ja, Krieg! Dies fürchtbare Wort wollte gelernt sein. Anders ging es nicht. So schnell konnte man seinen Sinn nicht ausdeuten.

Umkehren!

Und doch nicht. Er durfte nicht umwenden. Er mußte den Dampfer heimbringen. Ihm und seinem Willen waren Ladung und Menschen anvertraut. Er war es seinem Ruder, seinem Hasen, seiner deutschen Heimat schuldig.

Er sah zwanzig Mütter stehen daheim am Strande und ihre Arme bettelnd nach den Söhnen strecken. Sollte da die eine, die eigene Gattin alles vermögen? Sollten zwanzig Frauen vor ihr erbleichen müssen?

Und wie ein Donnerwort kam es über das nächtliche Meer daher: Du mußt!

Dann ging er hin und wartete in halbem Schlaf das erste Dämmern ab.

Am andern Morgen verstärkte er die Posten. Die Maschine zitterte und stampfte und war wie ein keuchendes, keifendes Tier. Alle Kraft gab sie her, die in ihr war, alle dumpfe, schlafende Kraft.

So ging es in den Kanal. Blind und toll.

Schattenhafter Nebel war rings umher.

Der Kapitän stand auf der Brücke des Schiffes, fast ingrimig entschlossen, vorwärts- und durchzukommen und Frau und Kind hinter sich zu lassen. Aber ihm schauderte vor der Fahrt. Nur nicht daran denken.

Und als wieder der Abend kam, schnob das Schiff wie eine verwundete Bestie vor sich her. Alle Lichter waren

abgeblendet. Was klare Augen und gute Gläser hatte, stand an Deck und spähte durch die Dämmerung.

Da gewahrten der Kapitän und der Maschinist fast gleichzeitig an Backbord weit in der Ferne zwei dunkle Leiber, schwarz und schlank.

Der Dampfer wälzte sich mit wütender Kraft durch das schwerfällige Wasser und wandte sich in leichtem Bogen nach Steuerbord.

Wie eine stumme Phalanx standen die Matrosen an Deck und bissen die Zähne aufeinander. Mensch und Schiff waren Eisen.

Der Dampfer zitterte, als wolle er zerspringen. Die Maschine schlug mit Keulen. Vor dem Bug spritzte das Wasser, so als würde es ausgespien, und in der Tiefe war ein Röcheln wie von tausend Sterbenden.

So ging die Jagd stundenlang. Die beiden Torpedoboote lagen noch unbeweglich in der Ferne.

Hoffnung.

Der Dampfer lief — schoß — flog. — Es war, als müßte er jeden Augenblick in Millionen Atome zerfliegen.

Da packte auch die beiden Boote in der Ferne plötzlich Leben, und sie jagten hinterdrein. Den Dampfer aber nahm der Nebel der Nacht auf wie das Tor der Schatten.

Wie ein Jahr war diese Nacht. Stumm und kalt. Nur das erbärmliche Keuchen der Maschine. Und immer noch standen die Matrosen an Bord wie Säulen. Nur Wille und Kraft.

Plötzlich sah man durch den Nebel einen Scheinwerfer blinken wie ein trübes, glohendes Auge. Dann erlöschte es wieder. Es war nichts.

Der Dampfer jagte und war nur Bewegung und Kraft. Jedes Teilchen fieberte.

Da — als das erste Grauen des Morgens über das Meer zog, als die Nebel sich ins Unendliche verloren, da sah man die deutsche Küste, eine zaghafte Linie.

Nach einigen weiteren Stunden grüßte man einen deutschen Kreuzer.

Die Maschine lag wieder auf einfacher Kraft. Aber die Nerven wollten sich noch nicht wieder an diese Ruhe gewöhnen. Erst als der Dampfer vor Cuxhaven lag, still und satt, da übersiel alle eine Betäubung und eine Müdigkeit unendlich tief.

Vor Kapitän Allwördens schwere Augen trat noch wie das Aufblitzen eines Feuers das Bild einer jungen blonden Frau und eines kleinen, heiteren Knaben. Dann schlief er ein.

Eine Woche später trug der Kapitän das blaue Zeug der Kriegsmarine. Er fragte keinen Augenblick danach, ob er das alles hätte vermeiden können, daß er nun in Ruhe und Stille die Gegenwart seines Knaben und seiner Frau genießen konnte. Er war stumm und stark.

Er wollte versuchen, das seiner Frau in ein paar Zeilen klarzumachen, aber es ging nicht mehr. Bei einem Kampfe im nächtlichen Nebel mit feindlichen Kreuzern sank das Schiff und nahm den Kapitän mit sich hinunter in die ruhige Tiefe.



## Unser Glaube.

Von Ernst Otto Berger.

In dieses Herbstes grauem Dämmerlichte,  
In diesen langen, ungewissen Tagen,  
Da immer neu des Feindes Siegsberichte  
Durch Draht und Kabel um die Erde jagen  
Und unser Generalstab schwieg und schwieg, —  
Ward er geboren unter Kampf und Schmerzen  
Und wurde riesenstark in unsern Herzen,  
Der fromme Glaube an den deutschen Sieg.

Wir wissen nicht die Zahl der Bataillone,  
 Noch wo sie stehn und wie sie schon gelichtet,  
 Wir hörten nichts vom Gatten und vom Sohne  
 Und ob ihr teures Leben schon vernichtet.  
 Wir wissen nicht, ob mehr Verderben sieg  
 Aus unseren, ob aus des Feinds Geschützen,  
 Noch, wie uns Gräben, Minen, Flieger nützen.  
 Wir glauben nur und glauben an den Sieg.

Doch sollt ihr solchen Glauben blind nicht schelten,  
 Wir wissen eins: gerecht ist unsre Sache,  
 Auch wissen wir: der ew'ge Gott der Welten,  
 Er blieb der starke, strenge Gott der Rache.  
 Er steht bei uns in diesem heil'gen Krieg!  
 Drum glauben wir und lassen unsern Glauben  
 Von keinem Feind, durch keinen Schlag uns rauben,  
 Den frommen Glauben an den deutschen Sieg.



## So steht dies Volk auf seinem Posten!

Von einem Holländer.

Das Amsterdamer Blatt „De Telegraaf“ veröffentlicht einen lesenswerten Bericht, der von gutem Verständnis für deutsche Art zeugt. Es ist erfreulich, einen solchen Aufsatz gerade im „Telegraaf“ zu finden, der sich uns recht unfreundlich gezeigt und sogar ein bösesartiges Schmähbild gegen das deutsche Heer gebracht hat. (Das Bild stellt vor dem Hintergrund der brennenden Reims-er Kathedrale zwei von ihren Sockeln herabgestiegene Heiligenfiguren, zwischen denen ein preußischer Soldat mit dem Gesichtsausdruck des auf der Tat ertappten Verbrechers hockt. Unterschrift: Dieser hier hat uns geschändet! Die holländische Behörde hat wegen dieses Bildes die Strafverfolgung gegen das Blatt eingeleitet.) Wir geben aus dem Aufsatz das letzte Drittel wieder:

Mit zusammengebeißenen Zähnen, die Augen trocken, die Fäuste geballt, das Herz gegen die Rippen hämmern — so steht dieses Volk auf dem Posten. Man kann ebensowenig die Nordsee mit einem Kindereimer ausschöpfen, wie es möglich ist, das deutsche Volk, das deutsche Vaterland in Stücke zu schlagen. Dieses Volk schläft nicht und schlummert nicht, nun seine Söhne wachend und Wacht haltend im Felde stehen. Es wird mit dankbarem Herzen den Frieden willkommen heißen, aber auch kämpfen und durchhalten bis zum bitteren Neuesten. — Der Deutsche weiß, daß es um seinen Kopf geht. Seine Gegner wollen Elsaß-Lothringen von dem Reich trennen, Schleswig-Holstein den Dänen schenken, Luxemburg Belgien einverleiben, Polen den Polen geben! Gute Pläne! Aber wie sie verwirklichen! Versuch' einmal, einen Menschen von der Weichsel bis zur Donau, von der westlichen bis zur östlichen Grenze in Deutschland zu überzeugen, daß er einen Fingerbreit seines Vaterlandes abtreten soll. Er wird dich auslachen. Er kann das bei allen europäischen, russischen und japanischen Göttern nicht glauben! So ist die Volksseele! Er wird um dieser Sache willen kämpfen, bis kein Mann mehr auf zwei gefunden Beinen im Lande herumläuft. Es laufen deren aber noch etliche Millionen herum und noch mehr!

Das Volk, unter dem keine Analphabeten sind, weiß, daß England Mittel besitzt, um einen Krieg unerträglich zu machen. Es weiß, daß Großbritannien seinem Handel, seiner Industrie und Schifffahrt Fallstricke legt. Steht das alles still, hört die Bewegung der Triebäder auf, sausen die Räder über den Kohlenhäufen nicht mehr in den beißendkalten Schneenächten, in den heulenden Frühjahrsstürmen, lohnen die blutroten Feuer der Stahllöfen nicht mehr wie riesige Fackeln neben den schwarzen Katafalken der Fabriken, schleudern die Essenkegel nicht mehr tintenschwarze Schleppen gegen den Himmel, sprühen und funkeln

die Erze nicht mehr in den Schmelztiegeln, so bedeutet das Krieg mit England, denn England will das germanische Volk aushungern. Es will dieses emsige, immer arbeitssame und arbeitswillige Volk mit Arbeitslosigkeit schlagen. Keine Industrie, kein Handel, keine Schifffahrt, Hungersnot! So stand es in allen ausländischen Blättern zu lesen: Deutschland muß auf diese Weise die Vorherrschaft, die Weltmachtstellung des britischen Reiches, in dem die Sonne nicht untergeht, kennen lernen. Und nun meint jeder Schlampammer, daß in diesen fünfundsünfzig Tagen — so lange dauert dieser Krieg — Deutschland eine Hungerkur durchmacht! Da stehen Berichte in fremden Blättern, wonach die Butter hier (in Berlin) 5 Mk. das Pfund kostet und wir Brot aus Sonnenblumenkernen essen! — Noch Schlimmeres: „The Financial News“ schreibt am 9. September, größeren Unsinn, als wohl je im „Ulk“ oder „Kladderadatsch“ gestanden hat, indem sie behauptet, Kaiser Wilhelm hätte außergewöhnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, um nach New-York zu flüchten, „wenn sein Plan, die britischen Reiche zu zerstören, mißglücken sollte“. Für die Kleinigkeit von 20 Millionen Mark habe „S. M.“ Land und anderes in Kanada gekauft; das Geld habe er sich in Belgien und Frankreich widerrechtlich zugeeignet, Banken aufgehoben und dergleichen! — Der Germane widersetzt sich der Auspowerungsversuche seines geliebten Neffen John Bull. Er hat mit Widerwillen vernommen, daß die Japaner und die Neger, die Australier und Kanadier und die Fürsten aus Indien allesamt gegen ihn aufgestanden seien, und daß so das ganze Welträderwerk gegen ihn eingestellt wird. Er wußte das, sobald Sir Edward Goschen seine Pässe verlangte. Ein Krieg gegen Rußland und die panslawistische Gefahr — einverstanden; gegen Frankreich — den nahm man hin, mit Belgien als Zugabe, wenn es sein mußte. Aber die Sage wurde abenteuerlicher, als auch England — und alles was daran festhält — sich zu den Gegnern gesellte. Daher die Wut gegen die Neffen von der anderen Kanalseite; daher der Haß. Die Volkspsyche! Wenn die Arbeitslosigkeit zunimmt, wächst der Haß gegen das englische Volk. Leidet man Mangel trotz der Opfer von Staat und Stadt und Reichtum, so trägt England die Schuld. Wird das Brot teurer (was bis heute noch nicht der Fall ist), so kommt das auf die englische Rechnung, die des Hasses!

Man mag sich in London, im Downingstreet, und überall im englischen Kaiserreich „sicher fühlen“. Aber ein gebildetes Volk, das weiß, worum es hier geht, läßt sich nicht willenslos aushungern. Ein Volk, das mehr als 4000 Millionen Mark auf den Altar des Vaterlandes niederlegt, damit mit diesem Geld geschehe, was nötig ist in diesen schweren Zeiten, beugt sich nicht; nur zyklonische Mächte können es zerbrechen. Siebzig Millionen Menschen aushungern wollen! So etwas ist barbarischer und unedler als das Niederbrennen von ein paar Dutzend Häusern. Ein Volk soll gemartert werden. Aushungern — man laßt vielleicht in London und vergißt dabei, daß auch befreundete Nationen von der Hungermethode in Mitleidenschaft gezogen werden. Oder hat noch niemand in England gehört, daß Holland, Belgien und die Schweiz sich auch dieser Kur unterwerfen müssen? Daß die Arbeitslosigkeit in den genannten Staaten ebenso große und noch größere Mäße angenommen hat als in Deutschland? Oder wird allein von den Arbeitslosen der englischen Webstoff-Industrie die Statistik aufgenommen und nicht auch von den neutralen und den kämpfenden Festlandstaaten? In neutralen Staaten leidet man in diesem Augenblick mehr Hunger als im ganzen Deutschen Reich. Warum? Weil hier — in Deutschland — bereitwilliger gegeben wird, weil hier die Leute nicht auf ihren Spartöpfen sitzen bleiben. Hier sorgt der Staat für die Familien derjenigen, die im Felde stehen. Da werden Millionen verschenkt. Da leidet man keinen Hunger, wenn auch die Kleineren sich einschränken müssen.

Siebzig Millionen Menschen müssen leben, sich kleiden, in Häusern wohnen und müssen arbeiten. Dieses riesige Räderwerk kann niemals zum Stillstand gebracht werden. Man würde mit ebensowenig Erfolg die Sterne in ihrem

Kauf hindern können. Diejenigen kennen im britischen Reich das deutsche Volk herzlich schlecht und unterschätzen gar sehr den deutschen Unternehmungsgeist, welche da meinen, daß nun ganz Deutschland die Hände im Haar vergrübe und still bei seinem Pocken sitzen bliebe. Solange man diese germanische Energie nicht mit Wurzel und Zweig, Stück für Stück, aus dem Leib eines jeden Deutschen herausreißt, solange man ihm nicht jede Faser seines Lebensmutes, seiner Arbeitsleidenschaft, seines erfinderischen Sinnes mit spitzer Kanzette aus seinem Herzen geschnitten hat, solange bleibt er mit offenem Auge, mit Wagemut und der Kraft des Jupiters Herr seines Gebietes. Denn er besitzt nicht allein die Fähigkeit des Niederländers und dessen praktischen Sinn, sondern auch den Wagemut und die unzählbare Begeisterung des großen niederländischen Kaufmannes aus dem 17. Jahrhundert, die bei uns verloren gegangen ist.

Das ist die Psyche dieses Volkes. Behelst euch vorläufig damit. Noch einmal: Hier leidet man keinen Hunger, hier gibt's keine Opposition, hier ist hoffnungsvolles Vertrauen auf einen schnellen, ehrlichen Frieden, Vertrauen zur Regierung, Vertrauen zum Heer.

Das ist das Zeugnis eines Mannes, bemerkt die „Köln. Ztg.“ dazu, der nicht von jenseits der Grenze über deutsches Wesen und deutsches Wollen schreibt, nicht auf Grund verblasster Erinnerungen oder nach irgendwelchen literarischen Quellen urteilt, sondern der durch längeren Aufenthalt im Deutschen Reich und seiner Hauptstadt uns kennen und aus frischer täglicher Beobachtung heraus unsere seelische Art und unsere inneren und äußeren Kräfte erfassen gelernt hat. Es ist das Zeugnis eines Ausländers, der sich nicht scheut, über enge Vorurteile vieler seiner Landsleute hinweg das offen zu sagen, was er als die Wahrheit erkannt hat. Wir sind ihm dankbar, weil sein mutiges freies Wort dazu beitragen wird, für unsere Sache draußen Verständnis zu wecken.



## Ein Lieblingsdichter des deutschen Hauses.

Von Hanns Martin Elster.

Man kann Storm den erinnerungsvollsten unter unseren modernen Dichtern nennen. Von der Vergangenheit und vom Ererbten, der Jugendzeit und dem Gemüte lebt seine Kunst. Die Jugendzeit, das ist die nordfriesische Heimat, die sich von der grauen Stadt am Meer, von Husum aus erweitert und über ganz Schleswig-Holstein ausdehnt, in der persönlichen Durchempfindung aber an den Elbdeichen ihre Grenzen hat, ohne daß dadurch gerade der Dichter seine Verbindung mit dem großen Vaterlande verloren hatte. Er war es ja, der in den Kämpfen um eine deutsche jütische Halbinsel sogar seine Heimat verließ, in die „Verbannung“ zog, in der er ganz eigentlich zum Dichter heranreifte. Aus Sehnsucht und Heimweh, aus einem seelischen Rückwärtswandern in das Vergangene erwuchs ihm Welt und Lebensansicht. Da sah er vor sich wieder die Tage, als er, der Patriziersohn, in den Straßen und in der Umgebung der kleinen, mehr und mehr verarmenden Hansestadt spielte, deren erste Kaufmanns- und Senatorenfamilien sich den ersten Kreisen Hamburgs und Lübecks verwandt fühlten. Da war er wieder zwischen Dünen und Heide am silbergrauen Meer und schaute gen Westen in die Ferne, nach den Halligen über die Watten hinweg. Da beobachtete er wieder der Möwen Flug im Sturme und vernahm der Wandergänse harten Schrei im rauhen Winterwind. Oder er ging wieder brav und artig neben würdigen alten Herren, neben trippelnden, Kleinlichen Honoratiorendamen einher und fühlte, wie die Blicke seiner Spielkameraden aus dem Volke respektvoll zu seinen Begleitern aufsaßen und ihn bewunderten oder be-

neideten. Noch verstärkt erlebte er die sozialen Unterschiede während seiner Gymnasialjahre in Lübeck, das so manche Waterkantähnlichkeit mit Husum aufwies, und auch in der Studienzeit zu Kiel, der Seestadt, von der er nach Berlin zog, ehe er nach bestandenen Staatsexamen als Advokat in die Heimatstadt zurückkehrte, um ein braver Hausvater neben seiner geliebten Constanze Esmarch zu werden, bis die Zeiten ihn forttrieben, in die lärgliche Not- und Sorgenperiode nach Potsdam führten.

Hier, in der historischsten Stadt Preußens, spannt er sich noch immer mehr ein in seine verschlossene, nach Innen lebende Eigenart. Die Heimat, das Vergangene wurden immer stärker in ihm, dem von seinen Eltern ein schweres und sinnierendes Gemüt vererbt war. Und als er nach dem deutsch-dänischen Kriege 1864 nach Husum — ein kurzes Intermezzo Amtsrichtertum im Eichsfelde bedeutete kaum etwas für sein Wesen — heimkehrte, da erlebte er es ganz klar und offen, daß seine Entwicklung nun abgeschlossen war und es für ihn ein Vorwärts nur noch in die Tiefe gab, in düstere, nie gewünschte Abgründe, in die der Schmerz um seine 1865 dahinscheidende Gattin ihn stieß. Zwar gab er ein Jahr darauf seinen sieben Kindern eine neue Mutter in Dorothea Jensen, zwar blühte auch ihm die Zeit der Rosen noch einmal, die Wunde, die Constanzes Tod ihm geschlagen, verheilte doch nie. So lebte er denn als ein stiller und einfacher Mann im geruhigen, einsamen Husum, als Honoratiore unter Honoratioren, während in seinem weiten Vaterlande der Ruhm seines Könnens und seines Menschentums ständig stieg. Das zeigte man dem Siebzigjährigen am 14. September 1887. Ganz Deutschland huldigte dem immer noch Produktiven, der schon seit sieben Jahren als Amtsgerichtsrat den Dienst verlassen hatte und nun im waldreichen Hademarschen im eigenen Hause lebte. Als er am 4. Juli 1888 unerwartet verstarb, da fühlte ganz Deutschland, daß es einen seiner großen Dichter verloren hatte.

Denn in all seiner Enge ist Storm doch ein großer Dichter. Obwohl er nur die Formen der Novelle und des Verses beherrschte, obwohl er letzten Endes nie über Heimat und persönlichstes Erleben, über das Gelegenheitspoetische hinausgelangte, steht er doch in ganz eigenartiger, packender Wucht da. Das macht die Geschlossenheit seiner Erscheinung. Von „Immensée“ (1851), dem Beginn seines Schaffens an, blieb er sich stets gleich. Er trat ausgereift vor die Welt hin und wurde nur als Künstler immer strenger und reiner, während der Mensch sich vertiefte, ja verdüsterte. Theodor Storm ist ein ausgesprochener Aristokrat im Leben gewesen und ist es auch in der Kunst, die darum wohl noch nicht in dem Maße hat populär werden können, wie sie es verdiente und in einigen seiner volkstümlichen Liedern — z. B. „Meine Mutter hat's gewollt — Den andern ich nehmen sollt“; oder „Heute, nur heute, Bin ich so schön“ — schon geworden ist. Jene Klust, die den Knaben aus einer Patrizierfamilie Husums vom Volke Husums trennte, blieb dem Manne sein Leben hindurch ohne Brücke: er sah die Menschen immer in einer gewissen Ferne; zwar erkannte er ihren Charakter scharf und klar, schritt er doch sogar von der schlichten Stimmungskunst zur Charakternovellistik fort, aber ihre Individualität war immer dann nur ganz sein, wenn sie aristokratisch wie die seine war. Er sah ja auch das Land schon in gleicher Weise: eine gewisse Kühle strömte ihm aus all dieser Weite und Helle, aus all dieser Horizontferne und Wolkengröße entgegen. So wie er die Umwelt stets von jedem Punkte, auf dem er stand, übersehen konnte, so übersah er auch immer als ein Darüberstehender die Menschen, denen doch sein ganzes Herz gehörte. Denn seine aristokratische Art verleitet ihn nicht etwa zu seelischem, geistigem Hochmut. Tief im Innern wohnte ihm doch jene hingebende Demut, die die Mutter der echten Güte ist und aus der nur seine ganze Weichheit und Sensibilität zu verstehen ist. Der Welt gegenüber war der Leichtverlegliche aber mit Recht zurückhaltend, abweisend, denn er gehörte zu jenen Holsteinern, die sich in ihren Gefühlen wie in einem ziellosen Traum ohne Wiederkehr verlieren können.

Diese aristokratische Haltung — aus Heimat und Abstammung, Erinnerung und Erbe seltsam harmonisch ver-

wachsen — kam von Anbeginn an in der Kunst Storms zum Ausdruck. Sie war es ja gerade, die seine Lyrik — und für sie fühlte er sich vor allem verantwortlich — nicht zum nur persönlichen Bekenntnis machte, sondern über die „Gelegenheit“ — als solche im Goetheschen Sinne — erhob, typifizierte und damit in andere Menschenherzen hinübertrug. Die Liebe gebar die ersten Klänge und Worte, das erste Zusammenspiel von innerer Melodie und von Ausdruck. Die Liebeslieder sind ja auch das Vollendetste, was Storm geschaffen hat. Dabei sind sie nicht einmal voller Emphase oder jugendlicher Kraft, sondern alles Glück kann die geheime Melancholie und die aus der Weltanschauung erwachsene Resignation nicht verdrängen, dadurch jenen Ton veranlassend, der so unmittelbar ans Herz greift. Und er wird noch stärker unter dem Heimweh, noch stärker durch den Schmerz um den Tod der Gattin. Ausgleich suchte diese Schwermut oft genug im alltäglichen Leben. Und im Kreise der Familie fand Storm auch seine unvergleichliche Harmonie. Sie vermochte es, ihn zum Humoristen zu machen, ihm in Versen hin und wieder noch jenes Lachen abzuwingen, das er in seinen späteren Novellen mehr und mehr zu verlieren schien oder das nur selten in einer Groteske hervorbrach oder in einer leisen, feinen Ironie verflang, garnicht erst laut wurde. Die wenigen Töne, die das Leben, das sich da draußen abspielte, ihm zutrug, waren gering. Nur der Kampf um die Heimat brachte ihn zu patriotischen Gedichten, deren männliche Kraft mit fortreißt.

Sie sind das deutlichste Zeichen innerhalb der Gedichte, daß Storm sich nicht ganz in der Stimmung verlor. Er war jederzeit Manns genug, sich zusammenzureißen. Wenn ihn das Gemüt bedrückte und beschwerte, so drängte sich Weh und Not, Glück und Freude stets in einem Augenblick zusammen; eine männliche Energie erzwang jene Konzentration, die dann das Kunstwerk zur Folge hatte. So gibt man sich denn immer ganz an die Verse hin, weil sie das Maß haben, wie es Storm, der Mensch, hatte. Es bedeutet nichts mehr und nichts weniger als echte künstlerische Größe.

Sie erscheint uns noch reiner und kompakter in seiner Novellistik. Und in der Tat wird wohl die Literaturanschauung sich dahin wandeln, den Prosadichter Storm über den Versdichter zu stellen. Die Quelle der Prosa ist freilich allein die Lyrik, das lyrische Grundgefühl. Aber zu ihm trat doch noch mehr: der ganze Mann konnte sich in der Prosa offenbaren als volle, reale Persönlichkeit, während die Lyrik nur den empfindenden Storm bietet. Freilich, man darf nicht verlangen, die Persönlichkeit schon aus einer Novelle kennen zu wollen, sondern ihre Gesamtheit bietet erst die geschlossene Erscheinung. Wenn auch Storm in seiner immer noch am meisten bekannten ersten Novelle „Immensée“ schon ganz fertig austrat, so entwiderte er sich doch noch. Er löste sich in mancher Hinsicht aus der Stimmung Schritt für Schritt los, um realistisch und düsterer, das heißt aber nicht: pessimistischer zu werden. Des Hilfsmittels der Erinnerung in ihrer technischen Anwendung konnte er freilich bis an sein Lebensende nicht entbehren: noch im „Schimmelreiter“ ist alles von rückwärts gesehen. Aber der Schleier, der anfangs recht dicht über seinen Erzählungen hing, hob sich mehr und mehr. Die Künstlerhand zeichnete immer schärfer, klarer und fester, der Kontur wurde härter und bestimmter, energischer und leidenschaftlicher. Dabei blieb er sich, was die große Linie seiner Novollen angeht, gleich: immer wieder stellt er, der die Novelle mit dem Drama verglich, den Einbruch der Leidenschaft in ein Alltagsleben, das durch Herkunft und Heimat einen normalen Gang gehen sollte, dar. Darum wurden seine Menschen aber nicht etwa Durchschnittsfiguren: ihr Besonderes erwachte ja gerade, wenn der einzelne aus dem „normierten“ Zustande herausgehoben wurde. Meist durch eine Liebe. In ihrer Darstellung offenbart sich Storm immer wieder mit allen Einzeltönen und mit seinem resignierend-melancholischen Grundton, als Meister: er ist ein Frauenkenner seltenster Art. Er sieht die Frau im Glanz der Liebe, wie ein Wunder, unbeschreiblich lieblich, aber auch herbe und ernst. Alles taucht unter in einem zauberhaften

Leuchten, das die Dunkelheiten und Grausigkeiten, das Wilde und Erhabene, das seine Phantasie oft ersinnt, überstrahlt wie das Glück das Unglück. So löst sich alles Weh bei ihm doch stets in Harmonie auf, sei es auch die Harmonie des Untergangs oder des Vergessenen. Darum werden die feinen, stillen Frauen, die zarten, träumerischen Naturen, wird die Jugend, die sich nach dem Reinenmenschlichen und Reindichterischen sehnt, ihm immer anhängen in Treue und Dankbarkeit.



## Kriegszeichnungen.

Von Dr. Hans Bethge.

Wie weit der Krieg eine Umwandlung der künstlerischen Anschauungen der jungen Generation zur Folge haben wird, kann man heute noch nicht sagen. Die rein stoffliche Erweiterung wird ja nur vorübergehend sein, — aber es ist zu hoffen, daß die jungen bildenden Künstler Deutschlands durch diesen Krieg zu einer Selbstbestimmung gelangen, die ihnen das Unfinnige ihrer jetzigen, fast klavischen Abhängigkeit von Paris erschreckend zum Bewußtsein bringt. Die Abhängigkeit von dem in jedem Jahre wechselnden und meist auf „Bluff“ gestellten Modegeschmack an der Seine war schon so weit gediehen, daß die Ausstellung der fortschrittlichen Jugend in Berlin und Paris kaum noch zu unterscheiden waren. Man möchte hoffen, daß der Krieg eine starke, Gesundheit bringende innere Erschütterung in die junge Generation hineinträgt. Man möchte hoffen, daß der Krieg auch in dieser Hinsicht seine reinigende Wirkung beweist und den ganzen knobisistischen Aesthetizismus wie ein morsches Gebäude über den Haufen wirft. Ja, hoffen wir, daß der Krieg vor allem die unerfreulichen Auswüchse des Internationalismus endgültig beseitigt und das nationale Bewußtsein, wie aller Deutschen, so auch die künstlerisch Schaffenden, neu emporhebt und kräftigt.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Kriege stehen zwei künstlerische, periodische Veröffentlichungen, deren eine vom Verlag Paul Cassirer in Berlin, deren andere vom Verlag Hans von Weber in München herausgegeben wird. Beide bemühen sich, gute, originale Steinzeichnungen zum Thema „Krieg“ für billiges Geld weite Kreise zu übermitteln. Cassirers schöne und verdientvolle Veröffentlichung heißt „Kriegszeit“, erscheint jede Woche und bringt jedesmal auf vier großen Folioseiten je eine Steinzeichnung in Schwarz. Die besten Namen arbeiten mit. Max Liebermann hat bis jetzt in jeder Nummer Beiträge gegeben, und Nummer sechs ist sogar von ihm allein ausgefüllt worden. Einige Blätter sind seiner impressionistischen Gabe hervorragend gut gelungen. Da ist eine Illustration zu dem Erlaß des Baren „An meine lieben Juden“, — eine sehr ironische, sehr bittere Illustration; Liebermann stellt nämlich dar, wie einige Kosaken zu Pferde in Kischnew jüdische Frauen niedermessen. Es ist ein glänzendes Blatt, in der Idee wie in der zeichnerischen Qualität: ergreifend, aufwühlend, von starker innerer Bewegung. Sehr schön ist auch das Blatt „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“, — ein deutscher Kavallerist, der im Begriff steht, auf sein tänzelndes Pferd zu springen; man weiß, von verwandten Vorbildern des Meisters her, wie gut er dieses Thema beherrscht. — Ausgezeichnet ist ein erregtes Blatt von E. Blüthner, der den Strahlenkampf in Löwen unter dem Titel „Ehrliches Spiel!“ darstellt. Ulrich Hübner zeigt den Untergang der drei englischen Kreuzer durch unser „U 9“. Walter Bondy gibt eine schöne Zeichnung der Kathedrale von Reims, mit der Unterschrift „Ein Stützpunkt der französischen Armee...“. Ganz mißlungen ist eine leere, akademische Zeichnung Trübners; schön eine Dolorosa von Willi Geiger; und sehr sympathisch sind ein paar kraftvolle Zeichnungen von Otto Hettner, der einen spezifisch deutschen Ton eigentlich am besten getroffen hat. Der Verlag sollte von den gelungensten Blättern Separatabzüge auf einem edeln Papier herstellen. Es lohnt sich wirklich, dieses und jenes Blatt unter Glas und Rahmen an die Wand zu hängen. Jede Nummer der „Kriegszeit“ kostet — 15 Pfennige! Vier Steinzeichnungen unserer ersten Künstler für 15 Pfennig: Deutschland ist ein märchenhaftes Land.

Die Veröffentlichung des Verlages Hans von Weber in München nennt sich „Münchener Kriegsblätter“ und bringt einzelne Steinzeichnungen in loser Folge, jede zum Preise von 10 Pfennig. Die ersten beiden Blätter sind von Bruno Goldschmidt und zeigen den „Deutschen Michel“ vor und nach

dem Kriegsbeginn, zwei allegorische Darstellungen von liebenswürdiger Idee. Hoffentlich ist es dem Verlag unterdessen gelungen, die besten Münchner Künstler für weitere Blätter zu gewinnen. Denn die besten sind für solche, auf breitere Kreise berechneten, das nationale Bewußtsein stärkenden Darstellungen gerade gut genug.

Beide Verleger verwenden die Einkünfte aus ihren patriotischen Unternehmungen für gemeinnützige Zwecke. Diese unerhört billigen, originalen Steinzeichnungen, zu denen deutsche Künstler in Deutschlands größter Zeit angeregt wurden, seien daher jedermann warm ans Herz gelegt!



## Die feindliche Luftflotte.

Von einem Fachmann.

Die „Deutsche Luftfahrer-Zeitschrift“ erörtert in ihrem Heft vom 30. September die Frage, was unsere Feinde an Kampfmitteln für den Luftkrieg einzulieben haben. Belgien braucht dabei nicht oder nicht mehr berücksichtigt zu werden, weil die wenigen etwa vorhandenen Luftfahrzeuge ohne Zweifel zu den Toten geleitet werden können. Eine ganz besonders fesselnde Seite dieses Krieges ist dagegen das Verhältnis von Deutschland und Frankreich in der Luftwehrmacht.

Wenn die Franzosen auf eine Ueberlegenheit mit Sicherheit gerechnet haben, dann war es diese, wenigstens mit Rücksicht auf Zahl und Leistungsfähigkeit der Flugzeuge. Außerdem gründete sich das Vertrauen der Franzosen darauf, daß ihr Land doch gleichsam die Luftschiffahrt geboren hat und schon deshalb an Anwartschaft darauf hatte, die führende Stellung auf diesem Gebiet einzunehmen. Außerdem hatte eine große Bewegung vor etwa drei Jahren eingesetzt, um dem Staat eine große Luftflotte zu schaffen, und das in kurzer Zeit gesammelte Geld sollte für etwa 400 Flugzeuge ausreichen. Wenn diese Summe vollständig verwandt worden wäre, hätte vielleicht auch manches von den kühnen und zuversichtlichen Plänen ausgeführt werden können, die von einem Angriff Deutschlands auf dem Luftwege unmittelbar nach der Kriegserklärung sprachen und insbesondere gegen Berlin und die dort befindlichen Kriegsvorbereitungen in zerstörendem Sinne abzielten. Frankreich ist immer das Land des Verunprobierens gewesen, was manche guten, aber auch einige recht nachteilige Seiten hat. So wurde denn auch für die große französische Flugspende alles Mögliche an Modellen angekauft, von denen sich viele als völlig unbrauchbar erwiesen und überhaupt nie in Tätigkeit getreten sind. In den größeren Luftschiffen hat Frankreich nach Ueberwindung der ersten Stufen größerer Versuche nichts mehr geleistet und sich gegenüber dem Erfolg Zeppelins in Deutschland nur damit getröstet, die leider zahlreichen Unfälle der großen Luftkrieger mit Hohn und Befriedigung zur Kenntnis zu nehmen und an die große Glocke zu hängen.

Die Sachverständigen leiteten daraus das Urteil ab, daß Frankreich mit Recht vom Bau großer lenkbarer Luftschiffe zurückgekommen sei. Jetzt denkt man jedenfalls anders darüber. Die Einsicht begann schon ungefähr ein halbes Jahr vor Beginn des Krieges zu dämmern. Bestellte doch das französische Kriegsministerium zu Anfang des Jahres ein großes lenkbares Luftschiff von 23 000 Raummetern Inhalt und 1000 Pferdestärken, die eine Geschwindigkeit von fast 100 Kilometern gewährleisteten sollten. Von diesem Fahrzeug ist aber ebensowenig etwas zu hören gewesen, wie von der mit spöttischer Genugtuung begünstigten Nachahmung des Zeppelin. Von dem letzten Versuch weiß man freilich ziemlich sicher, daß die Sache geradezu mit einem Mißerfolg geendet ist.

Für die Marine sollte erst in diesem Jahre gesorgt werden, und zwar waren 4 Millionen Franken für Wasserflugzeuge und 2 Millionen für Ballen usw. bewilligt worden. Ob davon noch etwas zur Ausführung gekommen ist, läßt sich nicht sagen.

Die Engländer sind in der Entwicklung des Flugwesens das vollkommene Gegenteil ihrer Verbündeten gewesen. Während sich der Gedankenreichtum und die Begeisterung für alles Neue bei den Franzosen in dieser Richtung so ausnehmend betätigt hat, haben die Engländer nur mit fremdem Muster gearbeitet. Der einzige Versuch, etwas Eigenes zu leisten, scheiterte nämlich und verschaffte seinem Träger, dem Luftschiff „Nulli Secundus“, dessen Name eigentlich bedeutet „Niemanden unterlegen“, den Spitznamen „Keine Sekunde“. Außerdem ist jetzt auf der großen Werft von Vickers ein starres Luftschiff von 23 000

Raummetern frei nach Zeppelin im Bau und bei Armstrong zwei weitere von je 12 000 Raummetern nach den Angaben des Italieners Forlanieri. Vom letzten Typ ist noch ein drittes vorhanden, aber beim Ausbruch des Krieges in Italien geblieben. Zu bedauern ist, daß Deutschland einen „Parasol“ nach England geliefert hat, der dort drei Nachfolger eigenen Fabrikates gefunden haben soll. Ueber die englische Flugzeugindustrie fällt das deutsche Fachblatt das Urteil, daß sie mehr als dürftig sei. Es fehle auch an ausgebildeten Fliegern, die außerdem nur auf ganz bestimmten Maschinen französischer Herkunft zu fliegen vermögen. Für den laufenden Haushalt waren für Wasserflugzeuge allerdings nicht weniger als 17 Millionen Mark ausgeworfen. Die dafür in Aussicht genommenen Stützpunkte verteilten sich naturgemäß auf die Ost- und Südküste.

Vom russischen Flugwesen ist noch weniger zu hören gewesen. Bekannt ist, daß dort St. Petersburg und der Ozeanhafen Libau im Norden und der Kriegshafen Sebastopol auf der Halbinsel Krim im Süden zu Stützpunkten ausgerufen worden sind. Selbständige Leistungen hat auch Rußland auf diesem Gebiet nicht zutage gefördert, sondern lediglich französische Vorbilder entlehnt. Die riesenhaften Luftomnibusse des Russen Sikorski sind immer nur als Merkwürdigkeiten beurteilt worden. Einen heiteren Beigeschmack hat für uns die Tatsache, daß das russische Marineministerium gerade auf Mitte August einen Wettbewerb für Wasserflugzeuge anberaumt hatte, der, wie die „Luftfahrer-Zeitschrift“ bemerkt, nun wohl ins Wasser gefallen sein dürfte.

Die Franzosen also konnten von vornherein als die einzigen ernsthaften Gegner im Luftmeer gelten, aber es hat auch unter ihnen nicht an warnenden Stimmen gefehlt, die auf eine Ueberlegenheit Deutschlands hingewiesen haben. Der bekannte Graf de la Vaulx hat noch 1½ Monate vor dem Kriegsausbruch erklärt, daß die deutschen Luftkrieger in fünf bis sechs Stunden die französischen Luftschiffhallen der Hauptfestungen von Velfort bis Maubeuge durch Bomben zerstören und somit die ganze französische Luftwehrmacht vernichten könnten.

Ist diese Voraussage auch nicht ganz eingetroffen, so hat das Wirken der deutschen Flieger und auch die Aufhebung des großen Flugparkes in Reims gezeigt, daß die Befürchtungen der Franzosen im wesentlichen gerechtfertigt waren.



## Ich weiß ein Herz, das für mich betet.

Eine Geschichte von E. Aulepp.

Das Leben Unter den Linden und in der Friedrichstraße, diesen Hauptschlagadern Berlins, nahm enorme Dimensionen an. Hans Holbach bahnte sich einen Weg durch das Getriebe der Kaiser-Wilhelm-Brücke. Und wie ein großer Alarm schwang sich plötzlich ein Glockenton durch die Luft, aus tiefstem Grund, gewaltig ausholend, in machtvollen Schwingungen verklingend; eine zweite Glocke mengte sich dazwischen, eine dritte und vierte, und gemeinsam dröhnte das Geläut weithin über Straßen und Plätze, weithin über die Köpfe der Menge, die den Krieg erwartete. Die melodischen Stimmen — sie riefen zum Kriegsgottesdienst . . . Hans Holbach nahm den Hut ab und strich sich mit der Linken über das kurz verschnittene Haar. Sollte er dem Rufe folgen? Tausende waren schon in den einzelnen Portalen verschwunden, aber immer noch folgten neue nach. Und nun schritt auch er über die steinernen Freitreppen und trat ein. . . . Durch die große Kuppel sandte die scheidende Nachmittagssonne einen flimmernden Schein. Die letzte Glocke verhallte. Mit mächtiger Eindringlichkeit zogen Orgelklänge über die Tausende hin. Keiner von allen konnte sich der Gewalt dieser Töne entziehen. Und jetzt setzte der Choral ein, und alles begann zu singen: „Aus tiefster Not schrei ich zu Dir“. Danach die Rede des Geistlichen: „Wir stehen in einer ersten Stunde, so ernst, wie wir sie in Deutschland noch nicht erlebt haben!“ Wie ein schwarzer Faden zog er sich diese Worte durch seine Ausführungen und lösten die Empfindungen all dieser Tausende. Hans Holbach sah schluchzende Frauen, Männer, in deren Gesichtern es zuckte — und Jünglinge, die erst in dieser Stunde zum Bewußtsein der Tragik des Lebens kamen. Es

erschien ihm, als wimmere es in allen Ecken wie ein heißes Gebet: das Schicksal noch in letzter Minute abzuwenden, das den Mann und den Sohn, den Bruder und den Geliebten auf das Schlachtfeld führte . . . Aber während drinnen Frauen und Mütter, Schwestern und Bräute den ungeheuren Schmerz, der ihnen zuteil werden sollte, zum ersten Male so recht in vollem Umfange richtig erfaßten, hatte sich draußen das Schicksal bereits erfüllt. Hans Holbach aber stand dann dort und fühlte einen lastenden Druck . . . Sein Blick blieb plötzlich so seltsam hungrig an einigen Gruppen haften: einer Mutter, die am Halse ihres Sohnes hing, und einem Mann, der von der Frau Abschied nahm, die ihm erst wenige Wochen angehörte. Er sagte sich: Ja — da stehe ich nun und bin ein Sieger im Leben — aber um mich ist auch die Verlassenheit des Sieges — die Einsamkeit . . . Denn während in seinem Hüttenwerk die Arbeit bei Tag und Nacht um ihn rauschte, und er in zäher Mühe kämpfte — sich keinen Feiertag gönnte, waren die anderen hingegangen und hatten sich ein Weib gewonnen und einen lieben Weggenossen — und Kinder wuchsen ihnen heran. Ach — ein Weib — . Er machte mit der Hand eine Bewegung . . . Er dachte daran, daß auch er beinahe zu jenen Schwächlingen gehört, die ein Weib zerbrach . . . Aber er hatte sich nicht zerbrechen lassen. Er war ein Arbeiter geworden — . Wie die Mauermauer vor dem Schloß doch eine Passage unmöglich machte . . . Und plötzlich flatterten einem Schwalbenschwarme gleich Extrablätter über die Köpfe.

„Wir machen mobil . . .“ Einer hatte das Losungswort gerufen, das nun Anlaß zu einer ungeheuren Ovation gab. Und dort oben auf der Schloßrampe, gleichsam über der Menge schwebend, stand ein schlankes, junges Mädchen im weißen, wehenden Kleid und hob immer wieder den Arm . . . Brausende Rufe. Fiebernde Erregung. Hans Holbach richtete seinen Augen auf das junge Mädchen. Der lastende Druck wurde stärker — und aus dem Untergrunde seines Wesens stieg etwas herauf — eine Weichheit, eine brennende Sehnsucht: Unter diesen Millionen eine Seele haben — einen Menschen, der zu ihm gehörte . . . Ganz klar, in einem jähen Beben aller seiner Nerven kam ihm dieser Wunsch. Dabei waren um ihn, zeitweilig anwachsend und wiederum verklingend die brausenden Hochrufe der Menge, das fiebernde Leben . . .

Ein neuer Tag. Warm und strahlend lag die Sonne über der Stadt. Und zwischen den Tausenden, die zum Bahnhof drängten, schritt Hans Holbach als ein still Ausschauender und ließ das Leben reden. Und wahrlich Lebensauschnitte, wie sie wehmütiger nicht gedacht werden konnten — boten sich ihm dar. Aber er beneidete die jungen Burschen, die, ihr Mädels im Arm, zum Abschied zogen. Ein süßes, kleines Kindchen jauchzte ahnungslos auf dem Arm des Vaters, am andern Arm hing schluchzend die Frau . . . Hans Holbach beneidete den Mann . . . Dann sah er am Bahnhof die Tränen des letzten, wehesten Abschieds und dachte: wenn er ging, er griff ins Leere — ihm gab niemand das Geleit . . . Ein Frösteln des Fremdseins — dann wieder diese jähe, stürmische Sehnsucht . . . Die erregt drängenden Gedanken suchten und suchten . . . Und plötzlich jagte es ihm durch den Kopf — als abgerissene Erinnerung: Draußen in Halensee — da lebten ja noch Verwandte von ihm. Und früher einmal, während einer Ausstimmung, hatte er sie öfters besucht. Und ein liebes, junges Ding war da — fast ein Kind noch — in einem weißen, wehenden Kleid . . . Er sann mit angehaltenem Atem. So — nun hatte er das Bild . . . Sekunden noch stand er unbewegt. Dann sah er in einem Auto, das irgendwo an ihm vorübergefaßt war und das er angerufen hatte. Und gleich, als er das schöne Haus seiner Verwandten betrat, stand er unter dem Eindruck einer gewissen Zugehörigkeit. Ja, warum war er eigentlich niemals wieder hier gewesen? Weil er in zuviel Kampf und Arbeit stand, sagte er sich. Und er schrak fast zusammen, als die Tür des Zimmers, in dem er wartete, sich öffnete und eine junge Dame in Trauerkleidung vor ihm stand.

„Wie ich mich freue —“ Elisabeths schmale Hand lag in der seinen. Er suchte nach Leichtigkeit, nach Unbefangen-

heit dem schönen Mädchen gegenüber und fühlte doch, daß die Gedanken, mit denen er gekommen, sie ihm raubten.

„Sie sind in Trauer?“ Sie nickte still, und ihre schönen, dunklen Augen feuchteten sich. „Meine Eltern —“ sagte sie leise. Da ging sein Blick ganz erschrocken über das feine, blasse Mädchengesicht . . . Und hastig griff er nach ihren Händen und drückte sie. „Elisabeth — liebe Elisabeth —“

Sie hatte schwere Tränen in den Augen. Er strich sich mit der Linken über die Stirn. Sein Tun erschien ihm so unfrei und linksch. Elisabeth aber fühlte nun die Wärme seines Wesens und lächelte ein wehes Lächeln. Er fragte, wie das Unglück gekommen. Ach — ganz sanft waren die Eltern entschlafen. Vor einem halben Jahre der Vater, vor einem Monat die Mutter. Sie trocknete sich die Tränen. Er dachte sinnend: Also bist du auch einsam . . . Er fragte: „Und nun? Sie können doch nicht allein hier bleiben?“

„Nein. Durch den Ausbruch des Krieges ergibt es sich ja auch ganz von selbst, daß ich in ein Lazarett gehe!“ Hans Holbach hatte die Stirn zusammengezogen . . . Da sprach sie weiter: „Ich habe keine näheren Verwandten — keine Freunde, die mir nahe stehen — da liegt das in dieser schweren Zeit doch so nahe . . .“ Er sah mit ersten Augen auf sie. Um ihren Mund lag ein Zug, der ihn ergriff. Gar nicht loslösen konnte er den Blick von ihr . . . „Sehen Sie — es klingt vielleicht sentimental —, aber da sind doch Menschen, an die man denken, für die man sorgen muß. Man kann ihnen doch etwas sein . . . Man ist doch nicht so einsam. Können Sie das verstehen? Daß mir das viel bedeutet?“ Ihre Augen trafen ihn und fragten. Er nahm ihre Hand und hielt sie zwischen seinen Händen. „Elisabeth, ich bin selbst einsam!“ „Ja —? Aber warum?“ „Warum?“ Sein Blick glitt über ihre feine, zartgliedrige Gestalt, dann sah er an ihr vorbei. „Weil ich Enttäuschungen zu überwinden hatte — Bitternisse . . . Und dann meine Arbeit mir Lebensinhalt wurde. Aber jetzt geht es mir seltsam. Denken Sie: ich muß zur Fahne, und nun ist es mir immer, als müsse mir da irgendwo noch eine Seele leben — und ein Herz, das mir zugehört — das für mich betet, wenn ich im Kugelregen stehe . . .“

Er suchte ihre Augen. Er war plötzlich so erregt, daß er die starken Schläge seines Herzens fühlte . . . „Elisabeth — können Sie das verstehen —?“

Er küßte ihre Hände. Immer wieder küßte er sie. Sie machte eine rasche aufsuchende Bewegung. „Elisabeth — unter all den Millionen bin ich ein Fremder — keinem angehörig! Ja — und nun kommt plötzlich eine solche jähe stürmische Sehnsucht: nach einem Menschen — einer lieben Seele, von der man weiß, sie denkt an einen, und wenn es eine Heimkehr gibt, dann hält sie die Heimat bereit . . .“ Er schwieg. Und als er einen Blick auf des Mädchens Gesicht richtete, sah er, daß es ganz von einer roten Welle überzogen war. „Elisabeth!“ Sie gab nicht Antwort. Ganz hilflos sah sie aus. Das drängte sich zu plötzlich vor sie hin. Er stand vor ihr. „Elisabeth — ich glaube, wir beide könnten uns viel sein . . . Und so ganz fremd sind wir uns doch auch nicht!“

Das feine Rot wurde tiefer. Sie schüttelte den Kopf. „Nein! Meine Eltern haben mir oft von Ihnen erzählt.“

„Nun also —“ An ihren Händen zog er sie an sich und küßte sie auf ihre feucht gewordenen Augen. Lang wortlos sahen sie sich an. Ganz still war es — . Kein Laut von draußen — kein Geräusch im Hause. Er legte sanft seinen rechten Arm um sie und zog sie enger an sich. So gaben sie sich der Stunde. Und die war so reich — nichts sollte sie stören. Aber mit einem Male fühlten sie: nun kam der Abschied . . . Alles Blut drängte zu den Herzen, die mit heißen Schlägen pochten. „Hans.“ — „Ja, Elisabeth, leb wohl!“ Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und hatte nasse Augen, aber diese Augen hatten einen Glanz von Glück. „Geliebter, du —“ Er nickte. Eine Sekunde lang zögerte er noch. „Nun hab' ich ein Herz, das für mich betet —“ Dann machte er sich hastig los und ging . . .

## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

### Meeresstrand.

Ans Gaff nun fliegt die Möve,  
und Dämmerung bricht herein;  
über die feuchten Matten  
spiegelt der Abendschein.  
Graues Geflügel huschet  
neben dem Wasser her;  
wie Träume liegen die Inseln  
im Nebel auf dem Meer.  
Ich höre des särenden Schlammes  
geheimnisvollen Ton,  
einlautes Vogelkrufen —  
so war es immer schon.  
Noch einmal schauert leise  
und schweiget dann der Wind:  
vernehmlich werden die Stimmen,  
die über der Tiefe sind.

Sturm.

### Der Verteidiger der Königin.

Der Freiherr von Gagern, der zu Anfang der französischen Revolution oberster Beamter von Nassau-Weilburg war, erbot sich aus freien Stücken zum Verteidiger der damals im Tempel schwachtenden Königin Marie Antoinette von Frankreich. Er schrieb deshalb nicht nur an den National-Konvent, sondern auch an die Königin einen Brief, den er den drei Kommissären zu Mainz, Reubel, Hausmann und Merlin von Thionville eingehändigte. Der Brief an die Königin lautete, in deutscher Uebersetzung, folgendermaßen:

Mainz, den 4. Juni 1793.

Madame!

Man richtet Ludwig XVI. und wir schweben in dieser Gegend in Ungewißheit über das Schicksal, das seiner harret.

Viele Anzeichen erwecken den Argwohn und die Furcht, daß Ew. M. genötigt sein dürften, sich der nämlichen neuen Art der Rechtfertigung zu unterwerfen.

In diesem Fall, Madame, erbiere ich mich zu Ihrem Verteidiger, und ich halte mich jetzt hier auf, um dazu die Zustimmung des National-Konvents durch seine Deputierten bei der Abreismee zu erbitten.

Nach der Konvention sind Ihrem erhabenen Gemahl drei Verteidiger bewilligt worden. Aus Achtung für Ihr Geschlecht kann sie Ihnen nicht weniger zugestehen, und Ew. M. wird es vielleicht lieb sein, in diesem Moment der Beunruhigung einen biederen Deutschen zu sehen.

Ich bin Edelmann, gehöre zur Zahl der Eriten des unmittelbaren Adels des Oberheins, und seit mehreren Jahren ist mir die Staatsverwaltung eines Fürstentums anvertraut worden. Ich bin nur 26 Jahre alt, und nie habe ich öffentlich geredet. Sie sind aber Königin, eine schöne Frau, eine Deutsche und unglücklich, und der allsehende Eifer, Ihnen zu dienen, wird das erleben, was mir an Talenten und Kraft gebracht. Gehört denn ein besonderes Genie dazu, um Sie nicht strafbar, um jene Anschuldigungen widersinnig und unbillig, und jenen Haß ungerecht zu finden, der, meiner Ansicht nach, nur aus der Eifersucht einer Nation gegen die andere entspringen, und gegen eine Fürstin aus dem Hause Oesterreich deshalb gerichtet ist, weil sie unter so vielen Leiden so viele Seelengröße zeigt. Oder liegt der Grund in dem Reichthum eines Volkes, das mit Mißgeschick von der Bewunderung zum Haß übergeht, das aber — ich bin davon überzeugt — noch schneller vom Haß zur Bewunderung zurückkehren wird? Ich erwarte nur Ew. M. Befehle, um mich nach Paris zu begeben, mit Briefen des außerordentlichen Gesandten des Kaisers bei dem Könige von Preußen, des Fürsten Neuh, den ich genau kenne. Er weiß — dies verliedere ich auf meine Ehre — weder etwas von meinem Vorhaben, noch von diesem Schritte, und er soll mir keine andere Rechte auf das Vertrauen Ew. M. erwirken, als diejenigen, worauf meine Rechtlichkeit und die Lauterkeit meiner Absichten Anspruch machen können.

Ich bin mit tiefstem Respekt etc.

Wahrscheinlich ist der Brief nie der Königin übergeben worden. Er hätte ja auch keinen weiteren Erfolg gehabt, als den ritterlichen Verteidiger ebenfalls auf das Blutgerüst zu bringen.

### Der Hund des Dichters.

Während der französischen Schreckenszeit war der Dichter de la Chabeauvière zu Luxemburg eingekerkert. Der Dichter hatte als einzigen Gesellschaftler seinen Hund Diamant, der die Freiheit hatte, täglich einige Zeit draußen herumzulaufen. Einst

kam Diamant schon sehr bald wieder zurück, sprang an seinem Herrn empor, hielt ihm den Kopf hin und zeigte sich so ungebärdig, daß der Dichter ihn mit Gewalt von sich entfernen mußte. Aber der Hund trieb es nur noch toller, drehte seinen Hals hin und her und sah seinen Herrn fortwährend dabei an. Der Dichter packte ihn endlich beim Halsband und fühlte dabei Papier in seiner Hand. Zu seiner unaussprechlichen Freude fand er einen Brief von seiner Gattin, von der er unter schmerzlichen Umständen getrennt worden war. Der Hund gebärdete sich ganz nährisch vor Freunden, und der Dichter schrieb eine Antwort, versteckte sie gleichfalls unter dem Halsband Diamants und schickte ihn damit fort. Die Gattin unterhielt auf diese Weise einen Briefwechsel, besprachen und erwogen die Mittel der Befreiung, durch welche der Gefangene dann tatsächlich sein Leben rettete.

### Ein gehaltreiches Gedicht.

Am 4. Juni 1755 wurden im Nassau-Saarbrückischen anlässlich der Genesung des Erbprinzen von schwerer Krankheit große Freudenfeste veranstaltet. Darauf erschien folgende fürstliche Verfügung:

Dekretem auf das Ehrenfest, so wegen meines Sohnes Genesung von beider Städte Bürgerschaft den vierten angestellt gewesen.

Die Treue, Freude, Lieb' und Pflicht

Der Untertanen beider Städte

War viel zu edel eingerichtet,

Daß es mich nicht gerühret hätte.

Drum nehmt für Eure Redlichkeit

Dies Zeichen der Zufriedenheit:

Zwei Jahre seyd ihr Behnden frei

Von allen Stift- und Herrschaftsfrüchten.

Glaubt, daß es meine Freude sey,

Euch ein Vergnügen anzurichten.

Mein Eifer wird beständig sehn

Auf aller Bürger Wohlergeb'n.

Saarbrücken, den 7. Juni 1755.

Wilhelm, Fürst.



## Luftige Ecke.

Professor der Geologie: „Für einen Geologen bedeuten tausend Jahre nichts.“ — Bruno: „Himmel! Und ich habe einem Geologen gestern hundert Mark geliehen!“

„Wie kam es, daß Sie ein berufsmäßiger Bettler wurden?“

— „Ich bin kein berufsmäßiger Bettler. Ich bin mit der Zusammenstellung einer Statistik beschäftigt, wieviel heraldische Leute es in dieser Stadt gibt.“

Dans: „Mutter, ich sage dir wohl am besten die Wahrheit: Ich habe eine Choristin geheiratet.“ — Mutter: „O, o! Wie konntest du nur?“ — Dans: „Ich tat es, um Vater zu retten. Er war wahnsinnig in sie verliebt.“

Erster Schieber: „Eine beleidigende Frechheit nenne ich das.“ — Zweiter Schieber: „Was ist denn los?“ — Erster Schieber: „Haben Sie nicht gesehen, was der alte Rumpfad tat? Er hat ganz vorsichtig seine Finger gezählt, nachdem ich ihm die Hand gedrückt hatte.“

Vor einigen Jahren wurde seitens der Universität von Pennsylvanien eine Expedition nach dem Süden der Vereinigten Staaten geschickt, um eine Sonnenfinsternis zu beobachten. An dem dem Ereignis vorhergehenden Tage sprach einer der Professoren zu einem alten Neger, in dessen Hause er untergebracht war: „Sam, wenn Sie morgen früh Ihre Hühner beobachten wollen, werden Sie bemerken, daß sie alle um elf Uhr schlafen gehen werden.“ — Sam war, wie man sich wohl denken kann, etwas skeptisch, aber zu der angekündigten Stunde verfinsterte sich der Himmel und die Hühner gingen, wie vorhergesagt, schlafen. Nun kannte des alten Negers Erfahrung keine Grenzen, und er suchte ganz aufgeregt den Gelehrten auf. „Professor“, sprach er, „wie lange vorher wußten Sie denn, daß die Hühner so zu Bett gehen würden?“ — „Seit etwa einem Jahre“, bemerkte der Gelehrte mit leisem Lächeln. — „Well, wenn das nicht die Höhe ist!“ rief der erschrockene Neger aus. „Wissen Sie, Professor, vor einem Jahre waren die Hühner noch nicht mal ausgebrütet.“

„Das ist der beste Tango, den ich in dieser Saison gesehen habe.“ — „Der tanzt keinen Tango, er hat den Beitzang.“